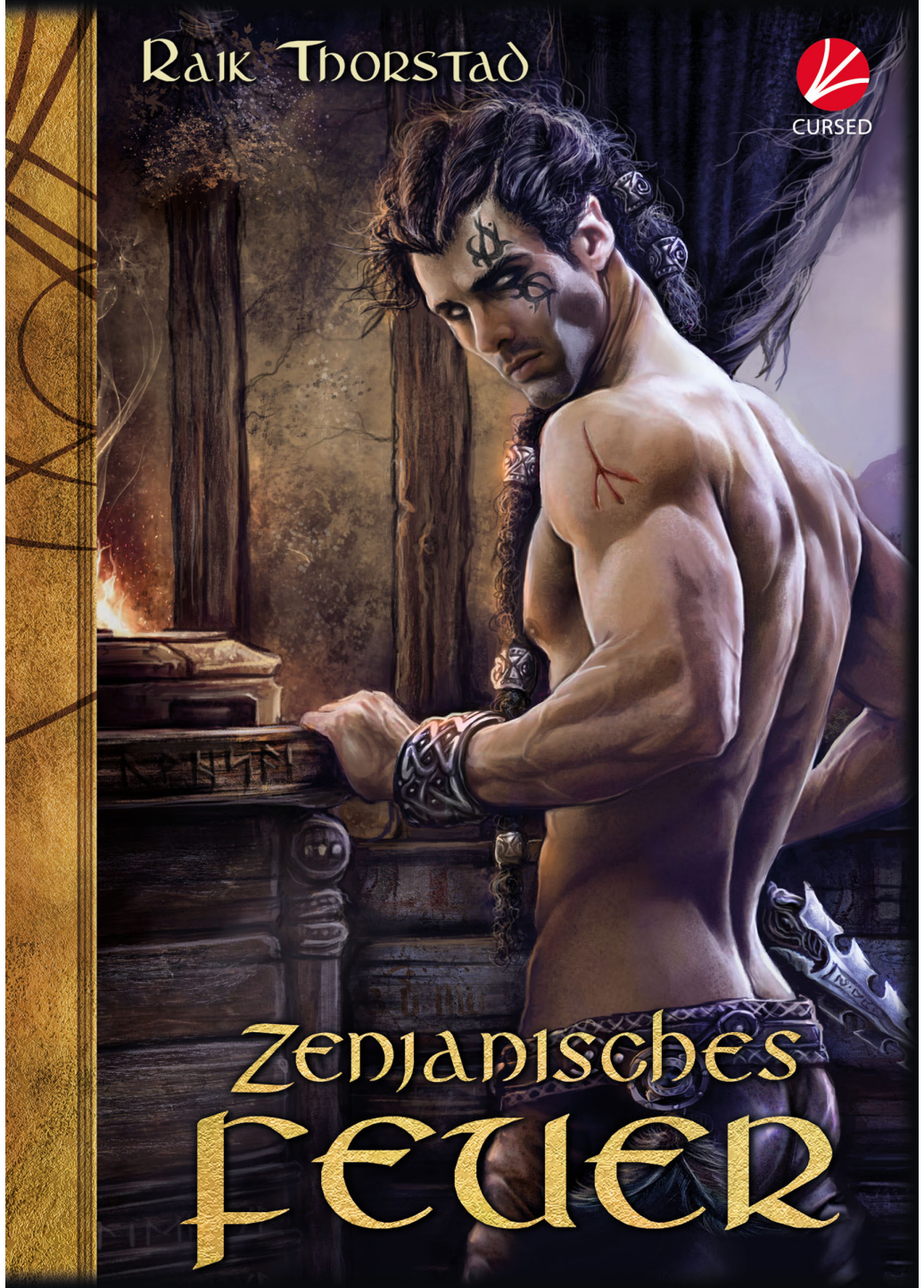
Raik Thorstad
CURSED
Zenjanisches
FEUER

CURSED

Deutsche Erstausgabe (PDF) Juli 2020

© 2020 by Raik Thorstad

Verlagsrechte © 2020 by Cursed Verlag
Inh. Julia Schwenk, Taufkirchen

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags, sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile,
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit
Genehmigung des Verlages.

Satz & Layout: Cursed Verlag
Covergestaltung: Hannelore Nistor
Coverillustration: creationwarrior
Druckerei: CPI Deutschland
Lektorat: Anne Sommerfeld

ISBN-13 (Print): 978-3-95823-266-2

Besuchen Sie uns im Internet:
www.cursed-verlag.de

Raik Thorstad

Zenjanisches Feuer

Prolog

Es gab an diesem Ort weder Ratten noch Vögel, selbst Spinnen hielten sich fern. Die Wurzeln der nahestehenden Bäume strebten ahnungsvoll in eine andere Richtung. Kein Mensch setzte den Fuß über die einstige Schwelle, selbst die nimmermüden Schatzsucher zweifelhafter Gesinnung blieben aus. Das Leben war verschwunden.

Nur tief im Geröll besserer Tage regte sich etwas.

»Es ist Zeit anzunehmen, was geschehen ist, Liebste. Du darfst nicht länger in die Ferne schweifen.« Sorge ließ die ferne Stimme barsch klingen. Schmerz lag darin – und Angst vor einem Verlust, der nicht verwunden werden konnte.

Die Antwort war wie das Rascheln eines fallenden Blattes. »Vertrau mir. Uns hat sich ein Weg eröffnet. Nach all der Zeit steht das Tor einen Spaltbreit offen. Ich kann die Gelegenheit nicht verstreichen lassen, ohne…«

»Du hast getan, was du konntest. Aber jetzt musst du zurückkehren«, unterbrach er sie drängend. »Er unterwirft sich dir nicht.«

Ein Knarren hallte durch die finsteren Gänge. Kaum mehr als ein Echo, aber es hatte genug Kraft, um Staubkaskaden von Türstürzen und zerborstenen Säulen rieseln zu lassen. Asche legte sich auf verkohlte Holzreste, die aus dem Felsen ragten wie schwarzes Gebein.

»Ich will nicht seine Unterwerfung«, erwiderte sie sanftmütig. Mit jedem Wort wurde die Anstrengung in ihrem Singsang offensichtlicher. »Er soll nicht vor mir knien. Ein gebrochener Ast hält das Gewicht der Äpfel nicht, das gelingt nur einem gesunden Trieb. Und er braucht mich.«

Für einen Herzschlag breitete sich verwundertes Schweigen zwischen den Welten aus. Dann gellte ein Fluch durch den Stein. »Der lange Schlaf muss deinen Geist verwirrt haben. Du schenkst ihm deine Kraft? Einer Hoffnung wegen, die längst verweht ist? Dazu hast du kein Recht!«

»Ich habe jedes Recht!«, antwortete die weibliche Stimme. »Es ist meine Kraft, die ihn nährt, nicht deine. Zum ersten Mal seit einer Ewigkeit dürfen wir hoffen. Und ich gebe ihn nicht auf. Ich habe ihn gerettet, als er im Sterben lag. Ich habe ihn getröstet, als er geschrien hat. Und ich werde an ihn glauben, bis er mich eines Besseren belehrt.«

Ein Grollen im Untergrund zeugte von den heißen Quellen, die unter dem Geröll brodelten, und spiegelte die Empfindungen des Unsichtbaren wider. Ihm war nach Toben und Schreien zumute. Was, wenn er sie verlor? Was, wenn sie nach all den Jahrhunderten mühsamsten Darbens auseinandergerissen wurden? Was, wenn er allein zurückblieb?

Er zwang sich zur Ruhe. »Was immer du ihm gibst, er wird es nicht schaffen. Sein Leib ist zerbrechlich, seine Seele beschädigt. Er ist ein allzu kleines Gefäß und wird zerbersten wie ein überbeanspruchter Krug. Ich dachte, dir liegt an ihm.«

Ihr Lachen klang wie Silber. Dafür hatte er sie stets geliebt. Für ihr Gelächter – und für ihre Bereitschaft zu schonen, wo andere rücksichtslos nahmen. Aber mit der Zeit waren sie alle hart geworden. Manchmal glaubte er, dass sie nichts anderes verdient hatten.

»Mir liegt an ihm. Dessen kannst du dir sicher sein«, erklärte sie. »Aber ich bin von seiner Stärke überzeugt. Ich glaube an ihn, wie die Frau mit der gebrochenen Stimme an den Tierkrieger geglaubt hat. Er hat Schaden genommen, aber er weiß seinen Weg zu gehen.« Sie verstummte, bevor sie stimmlos hinzufügte: »Die Zeit nagt an uns. Zu viele von uns erwachen nicht mehr, wenn sich die Mondgöttin am Himmel zeigt. Bald wird niemand mehr da sein, von dem der Bann genommen werden kann.«

Zum ersten Mal erlaubte sie ihm, in ihre Seele einzutauchen und ihre Ängste zu sehen.

Sie spürte die Zeit, die sich wie ein gieriges Nagetier zum Baum der Ewigkeit fraß. Mochten ihre Körper auch unzerstörbar sein, ihr Geist war es nicht. Wahn und Schwermut waren ihre ärgsten Feinde.

Sein Seufzen war ein Luftwirbel in einem leeren Raum. Schweren Herzens berührte er sie mit seiner Macht. Er erschrak, als er merkte, wie schwach sie geworden war.

Behutsam schob er Bilder vergangener Zeiten in ihr Bewusstsein. Die Talsenke von F'Bal im Frühjahr, erleuchtet von schwärmenden Glühwürmchen, die über dem Sumpfwasser tanzten. Erdige, betörende Gerüche, die zum Verweilen einluden. Das Rascheln und Singen ungezählter Kreaturen, die die umliegenden Wälder belebten. Über ihnen die Mondgöttin mit ihrem Kind.

Das innere Beben seiner Gefährtin ließ ihn wissen, dass er sie zu lang allein gelassen hatte. Sie flehte ihn um Hilfe an. Wäre er in der Lage gewesen, sich zu bewegen, hätte er den Kopf geschüttelt. So aber schwieg er und ließ ihr seine Kraft zukommen, damit sie sich erholen und fortsetzen konnte, was sie begonnen hatte.

Kapitel 1

Spuren im Schnee

Der Sud aus Schwefeldolde und altem Wein roch würzig, zu süß und so faulig, dass sich Geryims leerer Magen verkrampfte. Dennoch stand die heiße Flüssigkeit für das vage Gefühl von Heimat, dem er verbissener denn je nachjagte.

Zitternd und benommen vor Hunger hob er den Blick, noch nicht bereit, den Becher mit dem Sud zu leeren. Er war allein auf der Lichtung. Die krumm gewachsenen Fichten und das dornige Buschwerk im Umkreis waren ebenso von dichtem Schnee bedeckt wie der unebene Erdboden. Das allgegenwärtige Weiß blendete Geryim, als er sich einem tief verankerten Instinkt folgend nach der dunklen Gestalt eines gewissen Blauschwanzadlers umsah. Doch Syv war ebenso wenig in der Nähe wie einer seiner Kameraden. Er selbst hatte sie fortgeschickt. Sie lagerten an der Küste, wärmten sich am lodernden Feuer und warteten auf seine Rückkehr.

Geryims Finger bebten heftiger denn je, doch er verstärkte seinen Griff um den schlichten Holzbecher. Der Schnee war im Verlauf des Tages an der Oberfläche angetaut und überfror seit dem Sonnenuntergang beständig. Das junge Eis schnitt ihm in die Fußsohlen, während der Wind wie ein gieriger Räuber nach seiner nackten Haut griff.

Es war weder die rechte Zeit noch der rechte Ort. Sie waren viel zu weit in den Süden gesegelt und damit endlose Meilen von den kargen Weiten des Ingen Tjadis-Gebirges entfernt, aber er hatte auf diesen Wunsch bestanden und zu seiner Überraschung hatten sämtliche Mitglieder der Bruderschaft zugestimmt. Sei es, weil sie ihn mehr schätzten, als ihm bewusst gewesen war, oder weil sie darauf bauten, dass er nach dieser Nacht ein anderer sein würde.

Er hoffte es selbst. So sehr, dass es ihn gegen die Kälte und die untergründige Angst vor dem, was ihn erwartete, abschirmte.

Zu Geryims Füßen verlor die Glut der winzigen Feuerstelle die letzte Farbe und hüllte sich in lebloses Schwarz. Es war Zeit; zu früh und gleichzeitig viel zu spät.

Ein letztes Mal tastete er nach Syvs Geist, um über dessen Sinne seine Wahrnehmung und damit seinen Horizont zu erweitern, nur um es sich im selben Atemzug zu verbieten. Diese eine Aufgabe musste er allein bewältigen. Er würde die Regeln nicht brechen. Niemand würde je davon erfahren, doch er selbst würde es wissen, und das wäre schlimm genug.

Geryim schloss die Augen und führte den Becher an die Lippen. Der Sud schmeckte genauso, wie er roch, und benetzte seine Zunge mit einer derart süßen Fäule, dass er sich die Hand auf den Mund pressen musste, um das Gebräu nicht auszuspucken. Es brauchte ein paar lange, erzwungen tiefe Atemzüge, um seinen rebellierenden Magen zu beruhigen. Dann fiel Geryim der Becher aus der Hand. Die letzten dunklen Tropfen verfärbten den Schnee in einer Farbe, die er nicht benennen konnte. Dafür hörte er sie in seinem Blut singen, immer schneller, immer höher, immer lauter. Der Waldsaum drehte sich um ihn. Eingeflochten in die Äste flatterte ein Faden aus Licht.

Geryims Knie wurden weich. Er war überzeugt, dass sie jeden Augenblick nachgeben würden. Doch stattdessen folgte er plötzlich dem tanzenden Band, das sich innerhalb eines Wimpernschlags aus dem Licht gesponnen hatte. Es hatte dieselbe Farbe wie die Tropfen im Schnee und eine Beschaffenheit, die er nicht beschreiben konnte. Ledrig vielleicht oder doch wie das feine Fell eines jungen Hirschs, dessen erster Frühling von Regen und frischen Knospen bestimmt gewesen war?

Nur der schneidende Wind auf seinen Wangen und seiner Brust verriet ihm, dass er rannte. Für die Bewegung selbst hatte er jedes Gefühl verloren. Das war gut. Empfindungen hatten auf dieser Jagd keinen Platz. Es gab nur ihn und seinen Gegner. Die Herausforderung, der er sich stellen musste, um endlich zu dem zu werden, der er schon vor Jahren hätte sein sollen.

Und wenn es ihm gelang…

Ein Band aus Farbe wob sich durch seinen Geist, kaum mehr als ein roter Schleier. Er barg Sinn in sich und damit den Grund, warum Geryim nicht versagen konnte. *Durfte.* Sonst würde sich alles, was rot war, vor seinen Augen auflösen und seiner Reichweite entrissen werden. Dieses Rot, das nun so nah war und auf ihn wartete. Ihnen war nicht viel Zeit vergönnt gewesen. Das Wenige, was sie bekommen hatten, hatte Geryim ihnen verdorben. Aber wenn er heute siegreich war…

Nicht jetzt. Nicht während der Jagd, flüsterte ihm eine Stimme zu. Er kannte sie. Sie war Teil seiner Vergangenheit, doch er wusste nicht mehr, wem sie gehört hatte. Ignorieren durfte er sie dennoch nicht.

Haken schlagend lief er durch den Wald. Ihm war bewusst, dass seine Zehen vor Kälte taub wurden, dass seine Lungen vor Anstrengung brannten und dass ihm immer wieder eisiger Schnee auf den Körper rieselte, wenn er im Weg hängende Äste beiseitestieß. Gleichzeitig *spürte* er nichts davon. Er folgte dem flirrenden Band, das mit jedem Atemzug breiter zu werden schien, bis es vor ihm verharrte, verschwamm und sich dann auf ihn stürzte.

Geryim geriet ins Taumeln. Ihm war, als hätte man ihm die Augen verbunden. Und doch sah er die Niederung, in die es ihn getrieben hatte, und auch seinen Gegner, der ihm mit gesenktem Kopf entgegenblickte.

Ein Herzschlag. Ein kurzer Blickkontakt. Dann wussten sie alles übereinander, was es zu erfahren gab. Geryim sandte ein kurzes, aber inniges Gebet an Gor und dankte ihm, dass er ihn mit einem so ehrenwerten Gegner bedacht hatte.

Der Keiler war alt und müde. Einer seiner Hauer war auf halber Länge abgebrochen und zersplittert, das Fell an seinem Hals so räudig, dass man die Narben vergangener Kämpfe erkennen konnte. Doch in seinen kleinen, klugen Augen stand die Erinnerung an bessere Tage. Egal, wie sehr ihn seine Knochen schmerzten, egal, wie genau er darum wusste, dass dies sein letzter Winter war, würde er nicht aufgeben, sondern diese Schlacht austragen.

Geryim fragte sich benommen, ob es vielleicht Gor selbst war, der dem alten Keiler seine Kraft lieh und ihm damit ermöglichte, ein letztes Mal zu zeigen, aus welchem Holz er geschnitzt war. Es würde zu dem Halbgott passen, den alle Wargssolja und damit selbst Verlorene wie Geryim so glühend verehrten. Gor liebte die Jagd, aber die Wälder und ihre Bewohner liebte er noch mehr. Und was manchem Städter wie ein Widerspruch vorkam, war für Geryim schlichtweg eine der großen Wahrheiten, die ihm im Blut brannten.

Der Keiler schlug schnaubend mit dem Kopf. Wie Geryim bereits zuvor gewusst hatte, was in dem mächtigen Tier vor sich ging, wusste er nun auch, dass es die Geduld mit ihm verlor. Mit jedem verschwendeten Herzschlag stand der Witwenmond höher am Himmel und ließ den Schnee zu ihren Füßen und Klauen heller leuchten. Bald würde das Licht ihre Augen reizen, bis sie schneeblind waren, und dann wäre ihm der Keiler mit seinen feineren Sinnen überlegen. Offenbar kein Vorteil, den das Tier für sich zu nutzen gedachte. Falls es auf diese Weise denken konnte.

Geryim blinzelte. Die Schwefeldolde war in seinem Kopf, in seinem Blut und in seinem Herzen. Sie machte ihn sowohl träge als auch hellwach, betrunken wie nüchtern. Seine Hand zitterte nicht länger, als er nach seinem einzigen Kleidungsstück – einem schmalen Ledergurt um Brust und Hüfte – tastete. Lautlos zog er den Langdolch aus der Scheide und wog die vertraute Waffe in der Hand. Sie war bereits sein Werkzeug gewesen, als er ein an Körper und Geist tauber Meuchelmörder im Dienst eines halb vergessenen Handelsherren gewesen war. Sie hatte ihm immer beigestanden. Heute würde es nicht anders sein.

Geryim gab seiner inneren Stimme nach, den Dolch respektvoll an die linke Brustseite zu führen. Daraufhin bildete er sich ein, den Keiler einen seiner Vorderläufe beugen zu sehen, um den Gruß zu erwidern. Aber vielleicht wurden dem Schwarzkittel auch nur die Beine schwer.

Der Kampf begann, ohne dass es einer weiteren Geste bedurft hätte. Geryim dachte nicht. Stattdessen ließ er sich von Erinnerungen leiten. Manche schienen nicht seine eigenen zu sein. Er wusste um die Gefahr, die von den Hauern des Keilers ausging, und auch, dass seine eigenen Knochen zuerst splittern würden, sollten sie ungebremst aufeinandertreffen.

Daher vertraute er sich seiner Beweglichkeit und seinen Instinkten an, als der Keiler mit gesenktem Kopf auf ihn zustürmte. Geryim wartete bis zum letzten Moment, bevor er beiseitesprang. Herber Moschusgeruch strich an ihm vorbei. Sein Unterarm kribbelte, als er mit rauem Fell in Berührung geriet. Das Schnaufen des Keilers drang überlaut in Geryims Ohren und löschte beinahe alles andere aus. Nur sein Herzschlag dröhnte weiterhin zuverlässig in seinem Kopf und band ihn an die Wirklichkeit, während der Rest von ihm in eine andere Welt eintrat.

Geryims Beine ließen ihn ohne sein Zutun springen und rennen. Seine Augen nahmen Gelegenheiten wahr, die er selbst nicht bemerkte. Und sein Arm suchte nach jenem winzigen Moment zwischen Ein- und Ausatmen, in dem er niederfahren und den Kampf für sich, für sie entscheiden konnte. Jetzt.

Lodernder Schmerz fuhr ihm in die Schulter. Vor seinen Augen leuchteten rote Flecken auf und schwarzes Fell flog durch die Luft. *Schulterblatt*, behauptete die Stimme in Geryims Hinterkopf. *So kommst du nicht weit.*

Sie hatte recht. Es reichte nicht, dem Keiler in die Seite zu fallen und darauf zu hoffen, dass der Dolch weiches Fleisch fand. Er musste den Einsatz erhöhen.

Beim nächsten Ansturm wich Geryim nicht aus. Er sah den Keiler auf sich zurennen; eigentümlich langsam, wie er sich einbildete.

Auch, wenn er sich vorbereitet und seinen Körper weich gemacht hatte, trieb ihm der Aufprall die Luft aus den Lungen. Er hörte einen Aufschrei, der nur sein eigener sein konnte, und ein Keuchen, das von ihnen beiden stammen mochte. Etwas barst. Ein grauenerregendes und gleichzeitig tief befriedigendes Schmatzen war zu hören, gefolgt von einem Ächzen.

Der Schmerz traf Geryim so unerwartet, dass er versucht war, die Augen zu verdrehen. Er konnte die Hitze spüren, die ihm über das Bein rann, und mit ihr das aufgeregte Flattern in seiner Kehle.

So sollte es nicht enden, ging es ihm durch den Kopf. *Das ist nicht richtig.*

Dann hörte er das Stöhnen. Es erklang über ihm und drückte ihn gemeinsam mit einem unerklärlichen Gewicht in den Schnee. Die Last war kaum erträglich und dasselbe galt für das Gefühl des rauen Fells, das sich in seinen Mund drängte.

Ein Hauch von Bewusstsein schlich sich wie das Flackern einer Kerze in einer nachtschwarzen Kaverne an ihn heran. Er spuckte aus und schmeckte Blut. Seine suchenden Hände fanden zitternde Flanken, die sich unter gewaltsamen Atemzügen hoben, nur um gleich darauf ineinander zu fallen.

Der Tod kam auf leisen Sohlen. Er besaß keine Gestalt außer den schaurigen kleinen Lauten, die Geryim in seinem Brustkorb widerhallen spürte. Es waren nicht seine eigenen. Er wandte sich innerlich wie äußerlich seinem Gegner zu und strich durch dessen Fell, als wäre der Keiler ein Freund, der getröstet werden musste. Im Grunde war er das auch.

»Danke«, hörte Geryim sich raunen. »Danke für dein Geschenk.«

Einer Antwort gleich lief ein letztes Beben durch den schweren Leib. Dann lag das gewaltige Tier still, Geryims Dolch nach wie vor in der breiten Brust versenkt.

* * *

Als Geryim zu sich kam, war er bereits auf halbem Weg zur Küste. Zuerst bemerkte er den Schmerz, der von allen Seiten auf ihn eindrang und sich in seinem rechten Oberschenkel verdichtete. Dann spürte er das Gewicht in seiner Hand und dachte, dass es nicht recht war, nur das Herz seines Gegners heimzubringen.

In einem anderen Leben wäre er ebenfalls erschöpft nach Hause gestolpert – wahrscheinlich stolzer, als er es jetzt war – und hätte den Beweis für die erfolgreiche Jagd seinem Stamm gezeigt.

Im Anschluss wären einige seiner Brüder und Schwestern aufgebrochen, um sich des Keilers anzunehmen. Die Wargssolja verschwendeten niemals auch nur eine Faser eines erlegten Tieres und fingen sogar dessen Blut auf. Es war nicht ehrenhaft, ein Leben zu nehmen, nur um die Gabe verwesen zu lassen. Aber Geryim war nicht bei seinem Stamm und die, die ihn begleiteten, wussten es nicht besser.

Je länger er unterwegs war, desto schmerzhafter krampften seine Muskeln. Außerdem wurde er sich der Schwäche bewusst, die bisher von Anspannung und Aufregung übertüncht gewesen war.

Sothorn war dagegen gewesen, dass er vor der Jagd tagelang fastete. Hatte gemeint, dass keiner von ihnen derzeit gut genug genährt war, um freiwillig auf Essen zu verzichten, und dass die Kälte ihr Übriges tun würde, seine Kraft auszuzehren. Er hatte nicht verstanden, dass Geryim es richtig anfangen musste, wenn dieses Ritual etwas wert sein sollte. Entsprechend düster war Sothorns Blick gewesen, als sie sich voneinander verabschiedet hatten.

Vor ihm tauchten die Überreste einer ausgebrannten Feuerstelle auf, die er allzu gut kannte. Geryim zog die Oberlippe hoch und gab ein Geräusch zwischen Fauchen und Schnarren von sich. Von hier war er aufgebrochen, was mit anderen Worten bedeutete, dass sein Marsch durch die Nacht lange nicht beendet war. Er hatte gehofft, in seinem traumverlorenen Zustand weiter gekommen zu sein.

Er umfasste das inzwischen kalte Herz des Keilers fester und kreuzte die Arme vor der Brust, um seinen nackten Oberkörper zu schützen. Die Kälte gewann mit jedem Wimpernschlag an Biss. In ihrem Schatten lauerte die Verlockung, sich in den Schnee fallen zu lassen und auszuruhen. Wenn er erst einmal schlief, konnte der Frost ihn zudecken, ohne dass er Geryim erreichen konnte. Es hieß, im letzten Augenblick vor der großen Dunkelheit würde alles warm und weich. Wie eine lang ersehnte Umarmung.

Geryim drückte das Kinn auf die Brust. Es war eine andere Umarmung, nach der er sich sehnte. Und wenn er erst das Lager erreicht hatte, würde sie ihm erstmalig zustehen. Dieser Gedanke erfüllte ihn mit einer Willenskraft, die ihm selbst sein zitternder Körper nicht nehmen konnte.

Einen unbestimmten Zeitraum später spürte er ein vertrautes Ziehen in seinem Hinterkopf, eine zaghafte Anfrage, gefolgt von einem Gefühl der Erleichterung, als er das innere Tor öffnete. Syv stand ganz in der Nähe hoch am Himmel und rief Geryim zu sich. Wahrscheinlich trug sein Schrei bis an die Küste und kündigte seine Rückkehr an.

Bald, versprach er Syv wortlos. *Bald ist es vorbei und dann kannst auch du dich schlafen legen.*

Syv sandte ihm ein Gedankenbild seiner selbst, wie er den Kopf unter dem Flügel barg und die Federn gegen die Kälte aufstellte. Etwas Tröstliches ging davon aus.

Geryim roch das Feuer, bevor er es sah. Der Angriff des Feuerelementars auf ihre einstige Heimat lag Monate zurück und doch nicht lange genug, als dass Geryims erste Reaktion nicht aus einem scharfen Luftholen bestanden hätte. Dann lieferte sein Verstand ihm eine weit friedlichere Erklärung für den Rauch und mit ihm die Erinnerung an die Unterstände und Zelte, die die Bruderschaft auf dem kargen Grasstreifen zwischen Strand und Wald errichtet hatten.

Geryim rief seine letzten Kräfte wach und verlängerte seine Schritte. Der Boden war abschüssig und der Schnee von zahlreichen Sohlen sowie einigen Pfoten und Hufen zertreten. Jedes Mal, wenn er die Richtung anpassen musste, um einen Baumstamm zu umrunden, sprang vor ihm ein flackernder Lichtpunkt umher. Erst im Näherkommen erkannte er, wie groß das Feuer war, das sie zu seinen Ehren in den Himmel schlagen ließen. Die Brust wurde ihm eng und drohte, unter seinem Herzschlag zu bersten. Ihre Stimmen riefen ihn zu sich.

Fast geschafft.

Mit seinem Eintreten in den Lichtkreis erstarb jeder Laut. Geryim spürte die Blicke der Bruderschaft – eine Reihe dunkler Gestalten gegen den fast schwarzen Nachthimmel – auf sich ruhen und ihr Schweigen ließ ihn beinahe glauben, taub geworden zu sein.

Dann trat eine der schattenhaften Gestalten auf ihn zu. Eine bleiche Maske verdeckte ihre rechte Gesichtshälfte. Der Widerschein der Flammen tanzte über die kunstvoll in den Knochen geschnittenen Vertiefungen und erweckte ihn zu neuem Leben.

Die rituelle Frage schwebte Geryim entgegen. »Was bringst du mir, Sohn des Wargen?«

Er richtete sich auf. »Ich bringe dir das Herz meines Gegners«, erwiderte er und war überrascht, wie kräftig seine Stimme klang. Er hatte ein mattes Fisteln erwartet.

»Hast du ihn auf ehrenhafte Weise erlegt?«, fuhr der Maskierte mit der Befragung fort. Sein grauer Pelzumhang bewegte sich im selben Küstenwind, der Geryims Körper beutelte.

»Ja, bei meiner Ehre.«

»Hast du dein Leben in Gors Hände gegeben, auf dass seine Macht von dir Besitz ergreifen konnte?«

»Ja, bei der Weisheit meines Vaters und der Stärke meiner Mutter.«

»Bist du dem Tier, das man dir sandte, im selben Kleid begegnet, in dem es dir gegenübergetreten ist?«

»Ja, bei der Ehre meiner Ahnen.«

Eine mit Runen bemalte Hand nahm Geryim das Herz ab. Für einen Augenblick betrachtete der Maskierte es, als suche er nach einem Makel. Dann berührte er mit dem kalten Fleisch seine Stirn und rief: »Ich sehe und bin dein Zeuge. Ich erkenne deine Beute an. Ich erkenne deine Taten an. Du hast bewiesen, dass du den Mut besitzt, dich der Wildnis und Gors Gericht zu stellen. Du hast bewiesen, dass du ein Zelt und eine Familie ernähren kannst. Gor heißt dich in seinen Reihen willkommen und schenkt dir seinen Segen. Und so grüße ich dich, Geryim, von diesem Tag an von Mann zu Mann.«

Es waren nur Worte. Geryim hatte sie den Maskierten selbst gelehrt. Niemand von seinem Stamm war vor Ort, um seinen Eintritt ins Mannesalter zu bezeugen. Dennoch traf ihn die Verkündigung bis in den Kern und nahm ihm ein Gewicht von den Schultern, das ihn in der Vergangenheit manches Mal zu Boden gedrückt hatte.

Das Knistern des Feuers war ganz nah und über ihm ertönte das Rauschen gewaltiger Schwingen. Jemand rief etwas. Gleich darauf wurden zahllose Stimmen laut, lachten, jubelten. Auf einmal sah er sich von Gestalten umringt. Sie sprangen erst zurück, als sich ein Schatten über ihn legte und einen Augenblick später auf seiner Schulter landete.

Syv war mindestens ebenso aufgeregt wie die ihn umgebenden Menschen. Er plusterte sein Gefieder auf, breitete jedoch nur den Geryim abgewandten Flügel aus, bevor er ihm den Schnabel entgegenreckte. Die vertraute Geste entlockte Geryim ein trockenes, kraftloses Auflachen und einen stummen Dank an seinen treuen Gefährten. Syv mochte ihn nicht begleitet haben, aber er war dennoch bei ihm gewesen. Syv war immer bei ihm.

Dann waren die anderen wieder da. Sie gaben ebenso viel Wärme ab wie die Flammen. Hände berührten seine Arme, klopften ihm auf Schultern und Rücken. Er wollte sie bitten, damit aufzuhören und ihm lieber einen Umhang zu geben, doch er brachte kein Wort heraus.

Er wusste nicht, seit wann ihm die Zähne klapperten, doch nun schlugen sie so heftig aufeinander, dass sich zu all den übrigen Schmerzen ein warnendes Ziehen in den Zahnwurzeln gesellte. Das Feuer reichte nicht. Die Kälte war zu tief in ihn hineingekrochen und er war noch nie so müde gewesen.

Geryim hob in einem schwachen Versuch, sich bemerkbar zu machen, die Hände. Die Stimmen waren zu zahlreich, zu laut. Es interessierte ihn nicht einmal, ob sie ihn bejubelten oder beschimpften. Er brauchte… brauchte…

Eine Hand legte sich auf seinen ausgekühlten Arm. Jemand sagte etwas und das so überzeugend, dass es Wirkung zeigte. Sie ließen von ihm ab. Geryim spürte, wie er vorwärts gezogen wurde und

wunderte sich nicht, dass er kaum länger einen Fuß vor den anderen setzen konnte. Ob sie das Herz den Flammen überantwortet hatten, wie es sich gehörte?

Eine Zeltplane hob sich. Er kämpfte mit dem Gleichgewicht, als er sich unter ihr hindurchschob. Dann schloss sich der Eingang hinter ihm und sperrte die Welt aus.

Geryim sackte nach vorn. Er landete auf den Knien und dicht neben einer weiteren Feuerstelle, die das niedrige Zelt zuverlässig aufgeheizt hatte. Das plötzliche Fehlen des Windes, die Erkenntnis, wie durchgefroren er war, löste neue Schmerzen aus.

Neben ihm bewegte sich etwas. Ein Umhang fiel zu Boden, aber Geryim konnte seine Hände nicht überreden, nach ihm zu greifen. Dann kauerte jemand an seiner Seite. Es war der Maskierte. Er hielt Geryim mit einer Hand einen Laib Brot entgegen, während er mit der anderen am eigenen Hinterkopf nestelte. Als die Maske fiel, hatte Geryim bereits die Zähne in das Brot geschlagen.

Sothorn lächelte, aber es lagen nicht nur Freude und Erleichterung in seinen dunklen Augen. Die offenkundige Sorge ließ Geryim zum ersten Mal einen Blick auf seinen Oberschenkel werfen. Die Wunde war die einzige heiße Stelle an seinem Körper.

»Was war es?«, fragte Sothorn trügerisch leise. Vermutlich ein Versuch, seine Anspannung zu verbergen.

»Ein Keiler.« Ruppig riss Geryim das Brot in zwei Hälften und grub mit den Fingern im weichen Kern.

Sothorn nickte mit zusammengepressten Lippen. »Er hat dich erwischt.«

»Ja.«

»Lass mich danach sehen. Es sei denn, ich soll lieber Szaprey oder Lilianne…«

Geryim schüttelte den Kopf. Er wollte keinen der anderen um sich haben. Nicht in dieser Nacht.

Während er sich einen Bissen Brot nach dem anderen in den Mund stopfte und damit endlich das Fasten brach, drückte Sothorn ihn auf den Rücken. Dann nahm er sich der Wunde an. Mit

behutsamen, wenn auch ungeschickten Bewegungen reinigte er sie und legte einen leichten Verband aus sauberem Leinen an. Er musste auch eine Salbe dazugegeben haben, denn auf einmal lag ein blumiger Geruch in der Luft und überforderte Geryims nach wie vor eiskalte Nase.

Als seine taubgefrorene Haut zu neuem Leben erwachte, nahm das Zittern zu. Er fühlte sich hilflos angesichts der krampfartigen Wellen, die ihn erfassten. Sothorns warme Hände bildeten seinen einzigen Halt. Mit ihnen kam die Erinnerung an das, was Geryim sich von dieser Nacht erhofft hatte.

Erstaunt fragte er sich, warum er nicht glücklicher war. Es war ihm gelungen. Er war nun ein Mann. Dass Sothorn in dieser Nacht bei ihm blieb, dass sie ein Zelt teilten, war nicht länger etwas, das ihn vor Schuldgefühlen verzehren musste. Und doch… Würde es je genug sein?

Für den Moment schon, befahl Geryim sich. Er hatte es sich verdient. Er hatte sich *Sothorn* verdient.

Seitdem er Sothorn in der Spelunke *Zur tanzenden Schiffsratte* zum ersten Mal gesehen hatte, hatte er sich immer wieder heimlich und fast gegen seinen Willen ausgemalt, wie diese Nacht verlaufen könnte. Er hatte sich vorgestellt, wie er vor Stolz bebend den Beweis seines Jagderfolgs erbrachte, das Herz übergab und sofort über Sothorn herfiel; ob nun vor den Augen Dritter oder während sie allein waren. Alles, worauf es ihm angekommen war, war, dass sie sich in ihrer Lust verloren und anschließend darin schwelgten, ohne dass einer von ihnen verschämt das Lager des anderen räumen musste. Dass sie zusammen einschlafen konnten, ohne sich im Licht des neuen Tages unwohl zu fühlen.

Geryim spürte ein zögerliches Lächeln an seinen Mundwinkeln zupfen. Hätte er nur ein bisschen mehr Geduld aufgebracht und bis zum Frühjahr gewartet, wären seine Träume Wirklichkeit geworden. Doch mit dem Winter als Gegner war er viel zu erschöpft, um Sothorn auf sich zu ziehen, geschweige denn die entscheidenden Teile seines Körpers zur Mitarbeit zu bewegen.

Draußen erklangen Gesang und Gelächter, dazu das helle Spiel von Liliannes Flöte. Die Bruderschaft würde an seiner Stelle feiern. Dank des Bocks, den Varn am Vorabend geschossen hatte, war ihnen ein Festgelage sicher.

Ein erneuter Zitteranfall bahnte sich bebend seinen Weg durch Geryims Körper. Ihm dämmerte, dass Sothorn dazu übergegangen war, ihm mit warmem Wasser das Blut abzuwaschen. Es war nicht die Art Zuwendung, die Geryim wollte.

»Lass es gut sein«, murmelte er mit schwerer Zunge. »Ich kümmere mich morgen um den Rest.«

Sothorn verharrte in der Bewegung. Der feuchte Stoff lag mittig auf Geryims Bauch. »Wie du willst.« Er zögerte. »Soll ich…?« Sein Nicken in Richtung Zelteingang war kaum zu erkennen und erfüllte Geryim augenblicklich mit Widerwillen.

»Nein«, sagte er so hastig, dass es Sothorn ein Grinsen entlockte. »Nein«, wiederholte er dann noch einmal.

Ihm lagen mehr Worte auf der Zunge. Manche wollten sich zu Dank zusammensetzen, andere zu Versprechen, die er wahrscheinlich nicht halten würde, oder gefährlichen Geständnissen. Deshalb schwieg er.

Er konnte jedoch nicht verhindern, dass er Sothorns Unterarm berührte. Oder dass seine Finger dessen Handgelenk umfassten und ihn nach vorn zogen.

Sothorn sank willig neben ihm auf die Decken und schlug sie so schnell über ihnen zusammen, als hätte er seit Betreten des Zelts darauf gewartet.

»Komm her«, flüsterte er in das Halbdunkel, bevor er Arme und Beine um Geryim schlang. Wann immer er seine Kleidung abgestreift hatte, es war ein Segen, sich an seine bloße Haut zu drängen und seine Wärme zu teilen.

Geryim hörte sich selbst aufatmen und legte das Kinn auf Sothorns Schulter. Morgen würde sich zeigen, zu was er heute Nacht herangewachsen war. Bis dahin wollte er die Ruhe genießen, die sich über ihm ausbreitete. Sie besuchte ihn selten genug und meistens blieb sie nicht halb so lange, wie er es sich wünschte.

»Geryim?« Die Frage war nicht nur zu hören, sondern auch zu spüren, als Sothorns Atem über seine Haut hinwegstrich.

»Ja?«

»Das war das einzige Ritual, richtig? Ich werde nicht noch einmal mit ansehen müssen, wie du dich nackt und nur mit einem Dolch bewaffnet in irgendeinen Wald schlägst?«

Sothorns Frage bewies, dass selbst Meuchelmörder wie sie, die jahrelang nicht mehr als lebende Waffen gewesen waren, Grenzen hatten. Auch sie konnten den Tod nur bis zu einem gewissen Punkt hofieren.

Geryim rieb kaum merklich die Wange an Sothorns, um sowohl ihn als auch sich selbst zu beruhigen. »Nein, das wirst du nie wieder mit ansehen müssen«, versprach er.

Es war keine Lüge – und dennoch nicht die ganze Wahrheit.

Kapitel 2

Im Schatten des Riesengebirges

Sothorn wurde rüde von den Geräuschen eines Menschen, der am Vorabend zu wild gefeiert hatte, aus dem Schlaf gerissen. Einmal zu sich gekommen, konnte er sich nicht lange gegen den Druck in seinem Unterleib wehren und verließ das Nest, das in der Nacht durch ihre unwillkürlichen Bewegungen entstanden war.

Er ging ungern. An Schlaf mangelte es ihm nicht, dafür aber an jenen friedlichen Stunden vor dem Aufstehen, in denen man sich der Anwesenheit eines anderen Menschen wohlig bewusst war. Aber was sollte er sich gegen das Drängen seines Körpers wehren, wenn er von nun an hoffentlich die meisten Tage mit einer fremden Hand auf seinem Bauch oder dem Gesicht in weichem Haar beginnen würde?

Mit einem unvertrauten, aber angenehmen Gefühl in der Brustgegend schlüpfte Sothorn in Stiefel und Hose und kroch aus dem Zelt. Auch wenn die Sonne bereits aufgegangen war, lag ihr stiller Lagerplatz im Schatten des Riesengebirges. Es würden Stunden vergehen, bevor das erste Licht die bewaldete Halbinsel erreichte, und vermutlich genauso lange, bis die letzten Mitglieder der Bruderschaft wieder fest auf den Beinen standen.

Sothorn ging hinunter an den Felsstrand, um sich im Schutz der Böschung zu erleichtern. Er musste jedoch feststellen, dass sein angepeilter Platz bereits besetzt war: Der kleine Till kauerte auf den Knien und erbrach sich unter grausigen Lauten. Seine Mutter Nouna stand neben ihm, wippte fast unmerklich mit dem Fuß und hielt ihre hochgewachsene Gestalt auf eine Weise, die selbst Sothorn inzwischen mit drohendem Ärger verband; von ihren Kindern ganz zu schweigen.

Als sie ihn bemerkte, zog sie einen Mundwinkel hoch. »Ich hoffe, der Taugenichts hat dich nicht aufgeweckt. Es reicht mir schon, dass er all seine Geschwister hochgetrieben hat.«

»Wenn sich nicht noch jemand die Seele aus dem Leib speit, fürchte ich doch«, erwiderte Sothorn mit Blick auf den Jungen, der sich inzwischen aufgesetzt hatte und keuchte, als wäre er stundenlang gerannt. »Krank oder der Most?«

»Letzteres«, grollte Nouna. »Ich habe ihm gesagt, dass er es bleiben lassen soll. Aber natürlich musste er sich vor den anderen Kindern aufspielen und einen Krug stibitzen… Und nun stehe ich hier und darf mir die Schweinerei anschauen.«

Sothorn nickte mitfühlend, auch wenn sein Mitleid eher Till als Nouna galt. Nicht, dass er etwas gegen die fähige Jägerin und Herrin über ihre Gebirgspferde einzuwenden hatte, aber der Most, den die Bruderschaft in diesen Tagen trank, war nicht der angenehmste Begleiter, um einen ersten Rausch und dessen Folgen zu erleben. Es war ein widerwärtiges Gebräu, das sie im hintersten Laderaum aus verfaulten Äpfeln und Trauben angesetzt hatten, und verbrannte selbst erfahrenen Zechern den Magen.

Nachdem Sothorn ein Stück die Küste hinunter sein Wasser abgeschlagen hatte, trat er auf den steinigen Strand und sah hinüber zur *Henkersbraut*, die reglos auf dem Wasser lag. An Deck erkannte er eine einsame Gestalt, die an der Reling lehnte. Wahrscheinlich handelte es sich um Aily. Sie war die Einzige, die auch dann an Bord des Schiffs übernachtete, wenn sie an Land ein Lager aufschlugen. Die *Henkersbraut* war das einzige Zuhause, das sie brauchte.

Sothorn sah sie winken und hob den Arm, um den Gruß zu erwidern, als ihm auffiel, dass er nicht ihm gegolten hatte. Ein paar Hundert Schritte von ihm entfernt stand Theasa auf einer Landzunge. Sie trug ihren dicksten Mantel und hatte die Arme um den Körper geschlungen, als fröstele sie. Das tat sie in letzter Zeit häufig – unabhängig von der Witterung.

Sothorn dachte an Geryim unter ihren warmen Decken. An den Mann, der nahezu unverletzt zu ihm zurückgekehrt war und jetzt endlich ihm gehören durfte. Falls er das wollte.

Wieder stieg ein unergründliches Gefühl in Sothorn auf. Ihm fehlte nach wie vor die Fähigkeit, seinen Empfindungen Begriffe zuzuordnen, die auch andere verstanden hätten. Irgendwann würde er auch diesen Teil seiner Seele zurückgewinnen. Doch bis dahin fiel es ihm leichter, in Bildern zu denken.

Das Gefühl, das Geryim in ihm auslöste, hatte etwas von einem reißenden Fluss, der mit so atemberaubender Geschwindigkeit und Schönheit über einen Wasserfall donnerte, dass man beinahe vergaß, welche Gefahren von ihm ausgingen. Und während Sothorn wusste, dass ihm ein Sturz in einen solchen Fluss entweder die Knochen zerschmettert oder ihn ersäuft hätte, war er nicht ganz sicher, wie die Gefahr aussah, die von Geryim ausging.

Sothorn kniff sich in den Nasenrücken. Wenn er in den vergangenen Monaten eines gelernt hatte, dann, dass er seine Menschwerdung und die Neuentdeckung seines Ichs nach Jahren der Taubheit weder beschleunigen noch verlangsamen konnte. Das war genauso unmöglich, wie eine Blume anzutreiben zu blühen oder von einer Ziege zu verlangen, dass sie ihr Euter schneller füllte.

Letztendlich sorgte Theasas Anblick dafür, dass Sothorn sich gegen eine Rückkehr ins Zelt entschied. Es war nicht gut, sie so einsam aufs Meer blicken zu sehen. Man konnte ihre Verzweiflung beinahe in der salzigen Luft schmecken.

Langsam ging er ihr entgegen. Die glatt geschliffenen Steine unter seinen Füßen waren von feuchten Algen bedeckt und in einiger Entfernung waren die Knochen eines gewaltigen Meerestieres ans Ufer gespült worden. Sothorn hätte es gern gesehen, als es noch am Leben gewesen war.

Sobald er die Landzunge erreicht hatte, überwand er die Abbruchkante und stellte sich neben Theasa. Der Wind traf hier in einem anderen Winkel auf die Küste und peitschte ihm über das Gesicht. Wenn er nicht schon zuvor recht munter gewesen wäre, dann spätestens jetzt.

»Wird das zu einer neuen Unart von euch beiden?«, fragte Theasa heiser. Vor vielen Jahren hatte etwas in ihrem Hals Schaden genommen, als jemand versucht hatte, ihr die Kehle

durchzuschneiden. Ihre Stimme hatte sich nie davon erholt. Dennoch hatte Sothorn den Eindruck, dass sie ihr in diesen Tagen häufiger brach als früher.

»Unart?«, wiederholte er.

Theasas Blick blieb auf das Meer gerichtet. »Trotz Eiseskälte ganz oder halb unbekleidet durch die Gegend zu laufen.«

Im ersten Augenblick wusste Sothorn nicht, worauf sie hinauswollte, doch dann wurde ihm bewusst, dass er zwar eine Hose und Stiefel trug, doch nichts darüber hinaus. Dennoch fror er nicht. Gut möglich, dass er sich immer noch an der Aufregung wärmte, die ihn in den vergangenen Tagen begleitet hatte. Genau genommen seitdem Geryim ihn gebeten hatte, während seines Mannbarkeitsrituals den Zeugen zu geben und zudem seinen gesamten Stamm zu ersetzen. Gwanja hatte es ihm ermöglicht, dieser Aufgabe gerecht zu werden.

»Ich habe nicht vor, es zur Gewohnheit werden zu lassen.«

Theasa stieß einen angewiderten Laut aus und zog ihren Umhang enger um sich. Eine Weile schien es, als hätte sie nichts mehr zu sagen, doch dann richtete sie erneut das Wort an ihn. »Und? Wie geht es ihm nun?«

Es war eine schlichte Frage, aber so bedeutungsvoll, dass Sothorn sich mit der Antwort Zeit ließ. »Er hat noch geschlafen, als ich aufgestanden bin«, begann er vorsichtig. »Und ich kann und will nicht für ihn sprechen…«

»Das würde dir auch nicht bekommen!«, unterbrach ihn Theasa und warf ihm erstmalig einen Seitenblick zu. Kurz lachten sie gemeinsam auf.

»Es hat ihm viel bedeutet«, sagte Sothorn schließlich. »Sowohl das Ritual selbst als auch die Tatsache, dass wir es ihm ermöglicht haben. Doch ich weiß nicht genug über diese Riten, um vorherzusagen, inwieweit sie…« Er geriet ins Stocken. *Inwieweit sie ihn verändern werden*, hatte er sagen wollen, aber das erschien ihm gefährlich. Nach einer solchen Bemerkung stünde die Frage im Raum, ob und wenn ja, welche Veränderungen er sich erhoffte.

Dabei war er sich darüber selbst nicht im Klaren und nicht einmal sicher, ob er überhaupt ein Recht auf solcherlei Hoffnungen hatte.

Sicher, Geryim war launenhaft und sein Verhalten oftmals schwer nachzuvollziehen, aber wenn man ihm das nahm, wäre er dann überhaupt noch er selbst?

Theasa schien sich nicht mit Gewissensfragen herumzuschlagen. »Es wäre gut, wenn er etwas Frieden finden könnte. Und zwar nicht nur für ihn. Das Leben an Bord…« Sie zog die Nase hoch und spuckte ins Wasser. »Es sind nicht nur die Kinder und Pferde, die allmählich rastlos werden. Und ich kann nicht meine ganze Zeit damit verschwenden, Streitereien zu schlichten oder Wunden zu verbinden.«

Von letzteren gab es immer noch zu viele. Das Inferno in ihrer früheren Heimstatt klebte an ihnen wie der Rauch, der sich in ihren Haaren und wenigen verbliebenen Besitztürmern verfangen hatte. Sothorns Hände waren zu seiner Überraschung längst verheilt, auch wenn seine Haut nun ein paar neue fleckige Schattierungen trug. Varns Schulterverletzung hatte sich ebenfalls recht ordentlich verschlossen, auch wenn das Narbengewebe aufgeworfen war und er noch ab und zu Schmerzen litt. Um Shahims verbranntes Bein stand es weit schlimmer: Es hatte wochenlang geeitert und es war nicht abzusehen, ob er jemals wieder würde rennen oder schleichen können. Auf die übrige Bruderschaft verteilte sich eine Unzahl kleinerer Brandverletzungen und der eine oder andere Knöchel, der während der Flucht in ungünstigem Winkel umgeknickt war. Doch die wahren Wunden lagen unter ihrer Haut und würden Jahre oder auch ein ganzes Leben brauchen, um zu heilen.

Bis dahin hatten sie dringlichere Sorgen.

Vor seinem geistigen Auge sah Sothorn das einsame Fass vor sich, das in einer verschlossenen Kabine der *Henkersbraut* vor sich hinschaukelte. Am liebsten hätte er dreimal am Tag nachgesehen, wie weit der Füllstand des Zenjanischen Lotus' gesunken war. Die Vorstellung, dass sich das Fass leeren könnte, ohne dass sie Nachschub beschafft hatten, war seine größte Sorge. Er hätte

sich dafür geschämt, wenn er nicht gewusst hätte, dass jeder in der Bruderschaft von derselben Angst zerfressen wurde. Das galt sogar für Lilianne und Nouna, die nie dem Handwerk der Assassinen nachgegangen waren, sondern von der Liebe in ihre Reihen gebracht worden waren. Sie fürchteten zu Recht den Gedanken, sich eines Tages inmitten einer Riege halb wahnsinniger Meuchelmörder wiederzufinden, von denen einer nach dem anderen der Raserei verfiel.

»Habt ihr schon eine Entscheidung gefällt?«, erkundigte er sich.

Endlich wandte sich Theasa ihm zu. Ihre geröteten Augen wirkten finster, doch der abrupte Themenwechsel schien sie nicht zu überraschen.

»Von welchem *Ihr* redest du?«, fuhr sie ihn an. »*Ich* muss eine Entscheidung fällen und egal, mit wie vielen von euch ich mich bespreche und wie viele Ratschläge ich mir anhöre, am Ende muss ich die Verantwortung allein schultern.«

Sothorn strich sich eine aus dem Zopf gekrochene Strähne hinter das Ohr. Zum zweiten Mal an diesem Morgen stieg Mitgefühl in ihm auf.

Theasa breitete in einer Geste der Hilflosigkeit die Arme aus. »Dass es im Grunde nur einen einzigen gangbaren Weg gibt, macht es kaum besser. Schon gar nicht, wenn ich überlege, wer ihn vorgeschlagen hat.«

Sothorn runzelte die Stirn. Bisher hatte ihn keines von Theasas Worten überrascht – er hörte sie nicht zum ersten Mal –, aber die letzte Bemerkung traf ihn unvorbereitet. »Vertraust du Szaprey nicht?«

Der Roaq war selbst zu seinen besten Zeiten das am schwersten einzuschätzende Mitglied der Bruderschaft – und das, obwohl viele von ihnen zur Geheimniskrämerei neigten und Geryim stets für einen unerwarteten Wutausbruch gut war. Dass Szaprey einer anderen Art entsprang und weder innerlich noch äußerlich mit einem Menschen zu vergleichen war, war der Nährboden zahlloser Missverständnisse. Trotzdem war es erst wenige Monate her,

dass er ihnen seine Treue nachdrücklich bewiesen hatte. Ohne ihn und die alchemistische Erfindung, die er inzwischen *Rauchatem* getauft hatte, wäre heute keiner von ihnen mehr am Leben.

Ein Anflug von Verlegenheit breitete sich auf Theasas groben Züge aus, ließ die Macht ihrer Stellung weichen und sie um fünf Jahre jünger wirken. »Doch. Es ist nur eine Frage der…« Sie knirschte mit den Zähnen. »Er ist so schwer zu lesen. Seine Augen, seine… Schnauze. Sie sind wie eine Maske und von Masken habe ich ein für allemal genug.«

Sothorn wusste, worauf sie hinauswollte. Keiner von ihnen sprach jemals über Enes. Das Entsetzen über dessen Verrat reichte zu tief. Ranaia und ihren kleinen Sohn konnten sie betrauern und in ihren Geschichten lebendig halten, ohne dass ihnen widersprüchliche Gefühle in den Weg gerieten. Doch Enes würde für sie immer derjenige sein, der sie betrogen und in die Heimatlosigkeit gestürzt hatte.

Und ja, in dieser Hinsicht verstand Sothorn Theasa: Auch er ertappte sich dabei, dass er öfter als früher über die Schulter schaute und sich fragte, ob er den verbliebenen Brüdern und Schwestern nicht etwas mehr Misstrauen entgegenbringen sollte. Für Theasa, die über das Wohl so vieler Menschen entscheiden sollte, musste es noch schlimmer sein.

»Bitte reiß mir nicht gleich den Kopf ab, aber hat Janis denn gar nichts dazu zu sagen?«, fragte Sothorn entgegen aller Hoffnung.

Theasa legte den Kopf weit in den Nacken, als stünden die Antworten auf ihre Fragen in den Winterhimmel geschrieben. »Kein Wort. Es kümmert ihn nicht. Ob wir nach Norden oder Süden segeln oder gleich absaufen, für ihn hat es keine Bewandtnis mehr.«

Sothorn hätte ihr gern widersprochen. Es nicht zu tun, war, als würde er in eine offene Klinge greifen. Tatsächlich glaubte er nicht, dass es Janis nicht länger scherte, was aus seiner geliebten Bruderschaft wurde. Doch der hünenhafte Mann, der Sothorn vor nicht einmal einem Jahr mit ruhiger Stimme die Regeln ihrer Gemeinschaft erklärt hatte, war nicht mehr bei ihnen. Stattdessen gab es

nur noch diesen in sich zusammengefallenen Greis, der stundenlang an die Wand seiner Kabine starrte und nur dann etwas aß, wenn man ihm Becher und Teller in die Hände schob. Wohin sich sein Geist auch geflüchtet hatte, er fand den Rückweg nicht.

Sothorn ging in die Hocke, um einen der runden Kieselsteine zu seinen Füßen aufzulesen. »Weißt du, ich finde…«, setzte er an, doch dann rührte sich etwas in seinem Hinterkopf und lenkte ihn ab.

Bewegung und Aufregung blitzten in seinem Geist auf, dicht gefolgt von Enttäuschung und einem so übermächtigen Reißen, dass es sich nur um Hunger handeln konnte. Instinktiv erwiderte er den Schwall fremder Eindrücke mit dem Bild eines saftigen Stücks Hirsch, das er sowohl vor dem gestrigen Festmahl als auch vor den Hunden gerettet hatte. Die Antwort bestand aus Dankbarkeit, Zuneigung und dem Versprechen, bald aufeinanderzutreffen.

»Gwanja?«, erkundigte sich Theasa.

Sothorn nickte lächelnd. Es kam häufig vor, dass sich die Verbindung zwischen seiner Löwengefährtin und ihm unerwartet öffnete. Zeugen zufolge zog er dann eine so erstaunte und gleichzeitig liebevolle Miene, dass man sofort wusste, was geschehen war.

»Sie hat sich wieder einmal im Jagen versucht. Aber sie weiß einfach nicht, wie sie es anfangen soll.« Gwanja war inzwischen fast ausgewachsen, hatte aber einen Großteil ihrer ersten Lebensmonate in einem Käfig verbracht. Ihre Mutter hatte ihr nicht zeigen können, wie man sich an eine Beute anschlich, und es waren keine Geschwister da gewesen, mit denen sie sich im Kampf hätte üben können. Entsprechend war sie eine reichlich ungeschickte Jägerin und auf Sothorn angewiesen, wenn sie satt werden wollte.

Theasa seufzte. Vermutlich dachte sie wieder einmal an das viele Silber, das Gwanja sie gekostet hatte. Es fehlte ihnen schmerzhaft. Trotzdem bereute Sothorn nicht, dass sie es ausgegeben hatten. Gwanja gehörte nun zu ihm, war ein Teil von ihm und er wollte sich nicht einmal vorstellen, sie zu verlieren.

Der Gedanke an das Geld brachte ihn jedoch zu der Überlegung zurück, die seine tierische Begleiterin unterbrochen hatte. »Sehen wir den Tatsachen ins Auge: Im Grunde ist doch gar keine Entscheidung zu fällen, weder von dir noch von jemand anderem. Du hast es selbst gesagt: Vor uns zeichnet sich nur ein einziger Weg ab. Wir müssen ihn beschreiten. Unser Leben und unser Verstand hängen davon ab. Und sollten wir versagen, ist das sicher nicht deine Schuld. Nichts, von dem, was derzeit geschieht, ist deine Schuld.«

Theasa sah ihn an, als wüsste sie nicht, ob sie ihn ohrfeigen oder umarmen sollte. Letztendlich kauerte sie sich neben ihn und sah hinüber zur *Henkersbraut*. »Darum geht es mir nicht«, erklärte sie leise. »Glaub mir, ich habe genug Schuld angehäuft, um ein Dutzendmal gehenkt zu werden. Ich möchte nur keinen von euch mehr verlieren. Ich glaube, das könnte ich nicht ertragen. Auch um Janis' willen.«

Für eine Frau, die sich oft bärbeißig gab und der Gefahr lachend in den Hintern trat, war das ein großes Eingeständnis. Sothorn würde es gewissenhaft für sie bewahren.

Sacht stieß er sie mit dem Ellbogen an. »Dann sollten wir dafür sorgen, dass wir so sauber arbeiten wie niemals zuvor. Und wenn Blut fließen muss, dann hoffentlich nicht unseres.«

Theasa legte ihm die Hand auf den Arm, als suche sie einen Anker. Ihre Finger waren kälter als seine Haut je werden konnte.

* * *

Sothorn vertrieb sich die letzten Stunden vor der Abfahrt und geplanten Versammlung, indem er ein Stück die Küste entlangwanderte. Gwanja begleitete ihn, auch wenn sie sich im Schutz des Waldes bewegte und nur selten unter freiem Himmel auftauchte.

Durch die weit offenen Tore seines Geistes spürte er ihren Widerwillen. Sie hatte längst begriffen, dass sie aufs Meer zurückkehren und sich wieder dem beständigen Schaukeln und Kreischen der Seevögel aussetzen würden. Dichte Wälder wie dieser waren ihr

fremd genug. Das Meer dagegen versetzte sie geradezu in Empörung. Wasser, das man weder überspringen noch trinken konnte, war nicht richtig.

Als sie zur Landestelle zurückkehrten, ertappte sich Sothorn dabei, dass er die verbliebenen Menschen am Strand enttäuscht musterte. Er war davon ausgegangen, dass Geryim ihn erwarten würde. Oder zumindest hatte er es sich so fest gewünscht, dass aus der Hoffnung eine Gewissheit erwachsen war.

Sie hatten seit dem Abend kaum ein Wort miteinander gewechselt. Wäre nicht der Kuss gewesen, mit dem ihn Geryim beim Verladen des Frischwassers unversehens überfallen hatte, hätte sich Sothorn gefragt, ob die vergangene Nacht und der Morgen danach ein Traum gewesen waren.

Es brauchte etwas Überredung, um Gwanja an Bord zu schaffen. Geduckt wie ein widerwilliges Kind trabte sie die Planke hinauf. Kaum an Deck angekommen, schlich sie auf eine der Treppen zum oberen Laderaum zu und verschwand im Bauch des Schiffs. Das letzte Gefühl, das Sothorn von ihr empfing, bevor sich ihre Verbindung schloss, war Missmut.

»Schlechte Laune, was?«, fragte jemand hinter ihm.

»Kann man sagen.« Er drehte sich um und entdeckte Kara, die halb gebeugt unter dem Gewicht einer gewaltigen Taurolle auf ihn zuwankte. Rasch trat er zu ihr, um ihr die Last abzunehmen und neben dem Hauptmast auf das Deck sinken zu lassen.

»Ich kann es ihr nicht verübeln.« Keuchend strich sich Kara den Schweiß von der Stirn. »Ich habe es auch satt. Wenn wir nicht bald länger als drei Tage festen Boden unter den Füßen haben, werfe ich mich den Fischen zum Fraß vor.«

»Dich oder Shahim?«, rutschte es Sothorn heraus. Manchmal vergaß er nach längerer Verbindung zu Gwanja, zu menschlichen Verhaltensweisen wie Takt und Höflichkeit zurückzukehren.

Zum Glück nahm Kara selten etwas übel; nicht einmal dann, wenn man einer offenen Wunde zu nah gekommen war. »Das ist mir egal, aber einen von uns wird es bestimmt treffen. Ich kann

ja verstehen, dass er nicht eben guter Laune ist. Er wird mindestens genauso schnell seekrank wie Gwanja und kotzt auch genauso viel, sobald die Küste außer Sichtweite ist. Ich wünschte nur, er würde ab und zu einmal lächeln oder zumindest ein bisschen weniger jammern.« Sie verdrehte die Augen, lachte jedoch dabei.

Sothorn bewunderte sie. Zwar schimpfte sie ab und zu über Shahims Sturheit und Wehleidigkeit, aber letztendlich war ihr in jeder Geste und jedem Wort, ja, selbst in ihren Beschimpfungen anzumerken, wie froh sie war, ihn noch an ihrer Seite zu haben.

Es ist nicht nur Bewunderung, ging ihm auf. *Es ist auch ein bisschen Neid dabei.*

Als wüsste Kara, in welche Richtung seine Gedanken sich davongemacht hatten, meinte sie: »Übrigens, Theasa will anfangen. Und ich fürchte, unser ehrenwerter Wargssolja hat sich in irgendeine Ecke verkrochen und vergessen, dass wir zusammenkommen wollten. Gehst du ihn suchen oder soll ich Syv ein paar Federn rauszupfen, um Geryims Aufmerksamkeit zu erregen?« Sie deutete auf den Blauschwanzadler, der sich auf halber Höhe zum Krähennest niedergelassen hatte und sie kühl zu mustern schien.

Sofort stieg Widerwillen in Sothorn auf. Dabei war es nicht einmal sein Gefährtentier, um dessen Unversehrtheit es ging. Er konnte sich nur allzu gut den Schrei vorstellen, den Syv in Geryims Kopf ausstoßen würde, sollte ihm Kara zu Leibe rücken. »Lass nur. Ich suche ihn und stoße dann mit ihm zu euch.«

»In Ordnung.« Sie zwinkerte ihm zu. »Und guck nicht so. Ich behalte meine Hände bei mir. Selbst wenn ich Geryim ans Leder wollte, würde ich unseren Syv nicht anrühren. Das überlasse ich lieber dir. Du bist der Einzige, der so etwas überleben dürfte.«

Bevor Sothorn ihr einen spielerischen Hieb versetzen konnte, sprang sie aus seiner Reichweite. Seine Wangen fühlten sich warm an. Das war inzwischen immer der Fall, wenn er daran erinnert wurde, dass er Syv einst durch einen wütend davon geschleuderten Dolch verletzt hatte. Er hatte bald begriffen, dass dies in Geryims Augen ein Akt unnötiger Grausamkeit gewesen war. Doch

erst, seitdem er mit Gwanja verbunden war, wusste er, wie es sich anfühlte, wenn das eigene Gefährtentier in Gefahr war, und welche Hilflosigkeit damit einherging.

Auf dem Weg in den Bauch der *Henkersbraut* begegneten ihm viele seiner Brüder und Schwestern. Die meisten wanderten bereits der Schiffsmesse entgegen. Nur die Kinder stoben wie gefangene Glühwürmchen durch die engen Gänge und erkundeten von Neuem ein Schiff, das sie erst vor wenigen Tagen mit derselben Begeisterung geräumt hatten.

Es dauerte nicht lange, bis Sothorn fündig wurde. Wie vermutet hatte Geryim sich in den winzigen Raum unterhalb der Kombüse zurückgezogen, in dem die überzähligen Segel gelagert wurden. Man konnte ihn nur durch eine lächerlich enge Luke erreichen, die den meisten Vorbeigehenden nicht einmal auffiel. Es war ein guter Ort, wenn man seine Ruhe brauchte und sie nirgendwo anders finden konnte.

Eine Öllampe warf unruhiges Licht in die Kammer und beleuchtete Geryim, der mit überkreuzten Beinen und verbissener Miene auf den Segeln saß. Sein Blick war auf einen Lederharnisch in seinem Schoß gerichtet. Er kämpfte darum, eine Ahle durch das feste Material zu treiben, und noch bevor Sothorn ein Wort sagen konnte, rutschte Geryim ab und jagte sich die Spitze in den Daumen.

»Lach bloß nicht«, knurrte er, während er sich das Blut ableckte. »Irgendwann werfe ich dieses Miststück über Bord und dann hat es sich mit abbrechenden Nadeln und viel zu dicken Fäden.«

Sothorn wunderte sich nicht, dass Geryim ihn bemerkt hatte. Man schlich sich nicht an einen Assassinen heran und schon gar nicht auf einem Schiff, das jeden Schritt mit einem Knarren beantwortete.

»Lass das lieber. Es ist ein guter Harnisch. Wenn du nicht damit zurechtkommst, gib ihn mir. Ich bringe die Nähte wieder in Ordnung.«

Geryim brummte etwas Unverständliches, bevor er endlich aufsah. Seine gelben Raubvogelaugen schimmerten im Licht der Öllampe und die Andeutung eines Lächelns spielte um seine Lippen. »Sind wir schon so weit gekommen, dass du mir die Näharbeiten abnimmst?«

Sothorn zog eine Augenbraue hoch und bemühte sich um Gelassenheit, auch wenn sein Herzschlag angesichts von Geryims leichtherzigem Tonfall freudig zugelegt hatte. »Ein Wort darüber, dass ich ein wunderbares Eheweib abgeben würde, und ich trete dir noch mal in den Hintern.«

Geryim hatte ihm bei einer früheren Gelegenheit erklärt, dass bei den Wargssolja bestimmte Arbeiten rund um die Jagd nach Geschlechtern verteilt wurden. Während die Männer sich des Fleisches und der Innereien der Beutetiere annahmen, verarbeiteten die Frauen Häute und Knochen. Und da er es natürlich nicht hatte lassen können, Sothorn für sein Geschick bei der Lederverarbeitung aufzuziehen, hatten sie sich so lange geprügelt, bis sich Geryim lachend ergeben hatte. Erst hinterher war ihm eingefallen, Sothorn mitzuteilen, dass es bei den Wargssolja keine niederen Arbeiten gab und die Frauen ebenso fähige und starke Jägerinnen waren wie die Männer. Die anschließende Versöhnung war schweißtreibend ausgefallen und zählte zu einer der besten Nächte in Sothorns Leben, wenn man von dem unvermeidlichen Abschiedsschmerz absah, der ihr gefolgt war.

Prompt grinste Geryim. »Ich erinnere mich an das letzte Mal. Und ich kann nicht behaupten, dass es mir nicht gefallen hat.« Er sah sich in der Kammer um. »Was meinst du? Könnte schlechtere Orte geben…«

Nun war Sothorn tatsächlich versucht, ihn zu treten. Erst zog Geryim für ein lebensgefährliches Ritual allein und ohne Ausrüstung in den Wald, dann kehrte er halb erfroren und verletzt zurück, sodass sie seinen neuen Status als Mann nicht angemessen feiern konnten, nur um anschließend bis in den späten Vormittag hinein zu schlafen und ausgerechnet *jetzt* wollte er Sothorn auf die Segel ziehen? Obwohl sie in der Messe erwartet wurden?

Es war zum Aus-der-Haut-fahren.

»Aber deutlich bessere Zeitpunkte«, widersprach Sothorn fest. In ihm sah es anders aus: Wie lange würden sie schon brauchen? Bei ihm würde es sicher nicht lange dauern. Dafür hatte es ihn gestern zu viel Beherrschung gekostet, lediglich Geryims Wunde zu versorgen, statt über ihn herzufallen.

Geryim zog skeptisch die dichten Brauen zusammen. »Wieso? Wirst du oben gebraucht?«

»Du hast die Versammlung vergessen«, stellte Sothorn fest.

»Eher verdrängt«, murmelte Geryim, bevor er den Lederharnisch beiseitelegte und ungewohnt ungelenk auf die Beine kam. »Aber von mir aus: Bringen wir es hinter uns.«

Sothorn ließ Geryim den Vortritt, sich durch die Luke in den Gang zu quetschen. Kaum, dass er ihm gefolgt war, wurde er erst am Handgelenk, dann an der Schulter gepackt und hart gegen die nächste Wand geschubst. Einen Augenblick später stand Geryim dicht vor ihm und drückte ihm den Mund gegen die Schläfe. Mit den Lippen an Sothorns Haut raunte er: »Das wird der letzte Aufschub. Wir lassen sie reden und dann verschwinden wir. Und wenn das Schiff in Flammen steht: Wir werden feiern.«

Sothorn legte erleichtert die Hände um Geryims Gesicht und zerrte ihn in einen kurzen, aber umso hitzigeren Kuss. Nachdem sich ihre Lippen wieder getrennt hatten, zischte er halblaut: »Ich nehme dich beim Wort. Du bist mir etwas schuldig, nachdem ich dir gestern das Blut dieses Wildschweins abwaschen musste.«

Er hatte es halb im Scherz gesagt. Umso überraschter war er, als Geryim ihn eindringlich musterte und dann langsam nickte. »Das bin ich. Und zwar viel mehr, als dir je bewusst sein wird.«

Seine Worte sowie sein aufrichtiger Tonfall brachen mit einer solchen Wucht über Sothorn zusammen, dass er überzeugt war, etwas in sich bersten zu spüren. Geryim machte nur selten Zugeständnisse, aber wenn er es tat, konnte man sich auf sie verlassen. Wenn er nun wirklich wiedergutmachen wollte, dass er

Sothorn monatelang nach geteilter Leidenschaft allein gelassen hatte – allein lassen *musste*, um die Gesetze seines Volkes nicht zu brechen –, standen ihnen gute Zeiten bevor. Ihnen beiden.

Zumindest, sobald sie das Problem gelöst hatten, das sie alle ins Unglück stürzen konnte.

* * *

In der Schiffsmesse herrschte Unruhe. Alle redeten aufeinander ein. Viele hielt es nicht länger auf ihren Plätzen. Cregh, der sich gegen Ende seines Zyklus befinden musste, hielt sich den Kopf und sah aus, als würde er jeden Augenblick jemandem die Kehle aufschlitzen.

»Könnt ihr vielleicht noch mal kurz die Schnauze halten?«, bellte Theasa in die Menge. Sie saß mit angezogenen Beinen auf einem Tisch am Durchgang zur Kombüse. Weder in ihrer Miene noch in ihrem Tonfall war die unsichere Frau zu erkennen, mit der Sothorn sich am Morgen unterhalten hatte.

Die Gespräche ebbten ab. Alle Blicke richteten sich nach vorn.

»Geht doch«, murrte Theasa halblaut. Sie sah von einem zu anderen. »Glaubt nicht, dass ich nicht weiß, was ich von euch verlange. Oder dass ich mir der Gefahr nicht bewusst bin. Allerdings hat mich heute Morgen jemand zu Recht darauf aufmerksam gemacht, dass wir gar keine andere Wahl haben. Ich weiß, jeder halbwegs vernünftige Mensch und anständige Bürger wird behaupten, dass das, was wir vorhaben, unmöglich ist. Aber ich sage, dass wir es schaffen können. Weil wir weder anständige Bürger noch vernünftige Menschen sind!«

Zum ersten Mal waren Laute der Zustimmung und sogar Gelächter zu vernehmen. Geryim, der Seite an Seite mit Sothorn an der Schiffswand lehnte, schnaubte und raunte, dass Theasa von den Kampfrednern in der Arena von Auralis viel gelernt hätte.

»Es wird nur darauf ankommen, dass wir zusammenarbeiten, wie wir es nie zuvor getan haben. Mit Gewalt allein werden wir nicht ans Ziel kommen. Mein Schlachtplan baut auf jeden Einzelnen von euch und…«

Ein höhnisches Auflachen unterbrach sie. »Auf jeden Einzelnen?« Shahims Stimme schnitt durch den Raum. »Auch auf mich? Was sieht dein Plan für mich vor? Soll ich die Gallionsfigur geben?«

»Bei Insa…«, ächzte Kara und auch Sothorn musste ein Seufzen unterdrücken. Er sah sich zu Shahim um, der in der hintersten Ecke auf einer Bank saß und das verletzte Bein auf einen Schemel gebettet hatte. Verschwunden war der lebenslustige Oramba, der trinken, tanzen, lachen und Geschichten erzählen konnte wie kein Zweiter. Zurückgeblieben war ein Mann, der an seinem Wert zweifelte und sich jeden Tag im Stillen oder auch laut hörbar fragte, warum die Bruderschaft ihn weiterhin durchfüttern sollte.

»Nein, Shahim«, antwortete Theasa überraschend sanft, was in ihrem Fall immer noch klang, als würden Steine einen Abhang herunterpoltern. »Du, Nouna und Lilianne… Ihr werdet die vielleicht größte Verantwortung übernehmen.« Sie zögerte und sah sich zu den beiden Frauen um. »Selbst der narrensicherste Plan kann fehlschlagen. Und wenn er das tut, werden wir nicht nur unser Leben, sondern auch die *Henkersbraut* verlieren.«

»Eigenartige Reihenfolge«, knurrte Szaprey aus den Schatten der Tür. Wie so oft hielt er sich möglichst weit von ihnen fern, als wollte er betonen, dass er niemals ganz zu ihnen gehören würde.

Theasa ignorierte den Einwurf. »Ich weiß um eine kleine Insel. Sie liegt dicht genug am Festland, um es im Ernstfall immer noch mit einem Beiboot erreichen zu können. Wir werden euch eines vor Ort lassen. Ich möchte, dass ihr drei dort auf uns wartet. Zusammen mit den Kindern, den Pferden und dem restlichen Lotus.«

Dass niemand protestierte, bewies, wie sehr sie sich der Gefahr bewusst waren, in die sie sich begeben würden. Auch Shahim schwieg und Sothorn konnte nur hoffen, dass er erkannte, wie viel Vertrauen man ihm entgegenbrachte. Sollten sie scheitern und in alle Winde verstreut werden, wäre es in Zukunft an ihm, Nouna und Lilianne, sich Tills, Gillas und all der anderen Kinder anzunehmen. Das war keine Aufgabe für Feiglinge.

Sothorn lag die Frage auf der Zunge, ob sie nicht auch Janis auf der Insel lassen sollten. Doch dann kam er zu dem Schluss, dass Theasa sich diese Frage sicher bereits gestellt und anders entschieden hatte. Trotzdem ahnte er, dass in Wahrheit Janis der Einzige unter ihnen sein würde, der keine tragende Rolle bei dem nahenden Angriff spielen würde.

»Geryim und Sothorn, die Hauptlast des Geschehens wird auf euch ruhen.«

Geryim zog einen Mundwinkel in die Höhe. »Soll mir recht sein. Auch wenn ich ahne, dass es eher Syv ist, auf den du baust.«

»Ohne ihn würden wir es wahrscheinlich nicht schaffen«, gab Theasa zu. Sie lächelte spröde. »Aber das gilt wie gesagt für jeden von uns.«

»Wann brechen wir auf?«, wagte Sothorn zu fragen. Zu seiner Erleichterung waren die Zweifel in den Augen ihrer Mitstreiter gewichen und hatten grimmiger Entschlossenheit den Platz überlassen; die Angst hielt sich in Grenzen oder wurde gut verborgen.

Theasa drückte den Rücken durch. »Sofort. Wir werden rund eine Woche brauchen, bis wir die Insel erreicht haben, auf der wir die Kleinen in Sicherheit bringen. Wenn der Wind richtig steht, werden wir einen Tag später an der Stelle sein, an der wir euch zwei absetzen müssen.« Sie hielt inne und Sothorn hatte den Eindruck, dass alle gemeinsam mit ihr den Atem anhielten. »Sobald ihr euren Auftrag erfüllt habt, greifen wir Zenja an.«

Kapitel 3

Staub und Schriftrollen

Der Sturz überraschte Thalid auf der letzten Schrittlänge. Im einen Moment fühlte sie sich sicher, im nächsten war es um sie geschehen. Sie ruderte mit dem Armen, riss im Fallen ein halbes Dutzend Schriftrollen aus dem Regal und schlug einen Augenblick später auf dem Steinboden auf. Ihr Aufprall hallte wie Donner in der hohen Bibliothek wider und schien sich böswillig in den Galerien zu verfangen, damit auch jeder noch so konzentrierte und angestrengt arbeitende Novize den Kopf hob.

Da es Thalid leider nicht gelungen war, sich wieder auf den Füßen zu fangen und sie auf allen vieren gelandet war, brannten ihre Handflächen und Knie. Das war jedoch nichts gegen die verlegene Hitze, die sich in ihrem Körper ausbreitete, und drohte, an die Oberfläche zu schlagen.

»Unser Wüstentrampel wieder«, zischelte ein Vorübergehender. Hinter einem gewaltigen Stapel schwankender Bücher war der Spötter nicht zu erkennen. »Du solltest es endlich einsehen, Thalid. Unter den Schaustellern am Ganija-Tempel wärst du besser aufgehoben als hier. Es heißt, sie suchen einen neuen Narrenkönig.«

Thalid hätte gern etwas erwidert, aber sie war zu sehr damit beschäftigt, hastig die verstreuten Schriftrollen einzusammeln und durch die Hitze in ihrem Bauch hindurchzuatmen. Sie hatte heute bereits genug Aufmerksamkeit erregt. Da konnte sie es nicht gebrauchen, dass ihr ein Funke von der Hand sprang und die altehrwürdige Bibliothek der Ikir-Akademie in Flammen aufgehen ließ.

Unverhohlenes Gelächter und zotige Bemerkungen verfolgten sie, als sie mit gesenktem Kopf an ihren Platz zurückkehrte. Sie hasste die langen Arbeitsstunden zwischen den turmhohen Bücherregalen, während denen sie ihren Mitschülern nicht ausweichen konnte. Im Unterricht sorgte der jeweilige Magister für

Ruhe, sodass sie in den Lehrsälen vor Anfeindungen sicher war. Dasselbe galt für ihre kleine Schlafkammer oder ihre Ausflüge in die Stadt. Doch die Bibliothek…

Thalid erreichte ihren Platz in einer der Nischen unterhalb der halbrunden Fenster. Obwohl das Sonnenlicht durch die Buntglasscheiben fiel und herrliche Bilder auf die Tische zeichnete, hielten sich die meisten Novizen von diesen Plätzen fern. Die Akademie und insbesondere die Bibliothek waren alt und die Fenster schlossen längst nicht mehr so zuverlässig, wie es kurz nach ihrem Einbau der Fall gewesen sein musste.

Nachdem Thalid auf ihren gepolsterten Stuhl gesunken war, betrachtete sie die Lederrolle in ihren Händen. Sie nahm die feinen Schriftzüge auf der Hülle jedoch kaum wahr. Dafür war ihr Blick zu verschwommen; etwas, das sie weit mehr ärgerte als ihr Sturz. Sie hatte vor langer Zeit ihren Frieden damit gemacht, dass ihr die Geheimnisse mancher Zauber nie aufgehen würden. Genauso hatten ihre Lehrmeister es aufgegeben, sie in bestimmten Formen der Magie unterweisen zu wollen.

Das letzte Mal, als man sie auf einen Krankenbesuch mitgenommen hatte, hatte sie den kleinen Jungen beinahe umgebracht. Dabei hatte sie sich genauestens an die Anweisungen des alten Weihenstetten gehalten. Sie hatte die Essenz des Milchmoos mit altem Brot und versteinerten Muschelresten vermengt und jede Zutat dreimal abgewogen. Sie hatte die entzündete Wunde sorgfältig gereinigt und mit dem angerührten Brei bedeckt. Und bevor sie den Zauber gewirkt hatte, war sie in sich gegangen und hatte sich auf den Jungen eingestimmt. Aber die Wunde war nicht abgeheilt und die Fäulnis nicht verschwunden. Stattdessen war das Fieber des Kleinen innerhalb weniger Minuten so sprunghaft gestiegen, dass beinahe sein Herz ausgesetzt hätte. Nur das rasche Eingreifen Magister Weihenstettens hatte Schlimmeres verhindert. Seitdem durfte sie sich Kranken und Verletzten nicht mehr nähern, geschweige denn versuchen, ihnen Linderung zu verschaffen.

Nach einem kurzen Blick in die Runde stützte Thalid einen Ellbogen auf den Tisch und tupfte sich im Schutz ihres Unterarms die Augen.

Nein, es brach ihr nicht länger Herz und Stolz, dass sie nie eine Heilerin sein würde. Dass sie nie so viel Macht über den Wind gewinnen würde, dass die Akademie sie an die Handelsherren verlieh, um deren Schiffe durch die Flauten vor Inahain zu bringen. Sie musste dankbar sein, dass man sie überhaupt an der Akademie aufgenommen hatte.

Was ihr zusetzte, war die Geringschätzung, die ihr innerhalb dieser Mauern entgegenschlug. Ihre Mitschüler gaben ihr bei jeder Gelegenheit zu verstehen, wie unzulänglich sie war. Einige der Magister brachten ihr kaum mehr guten Willen entgegen; unabhängig davon, ob sie die höchsten Ränge der Großmeister bekleideten oder dank erfolgreicher Abschlussprüfungen gerade erst zum vollwertigen Magier aufgestiegen waren. Hätte sich nicht Venika ihrer angenommen und sie zu ihrer Gehilfin erklärt, wären ihre Tage gänzlich unerträglich geworden.

Und selbst dieser Wahl haftet ein Makel an, dachte Thalid bitter.

Sie biss die Zähne so fest aufeinander, dass es schmerzte. Manchmal war es der einzige Weg, ihren Kummer im Zaum zu halten. Zu schade, dass sie erst recht dem Hohn der anderen ausgesetzt war, wenn sie ein dermaßen saures Gesicht zog. Für den Moment half der kleine Trick jedoch und sie konnte sich auf ihre Arbeit konzentrieren, um den Schein einer ehrbaren Novizin in den Hallen der einzigen Magierakademie der bekannten Welt zu wahren. Um der Gabe, die man als Kind in ihr aufgespürt und die ihr die Tore zu diesen Hallen geöffnet hatte, gerecht zu werden.

Nicht lange, nachdem sich Thalid in ihrer Schriftrolle vertieft hatte, ertönte der Gong auf der Galerie. Sofort wurde es um sie herum unruhig. Stuhlbeine kratzten über Stein, Bücher und Schriftrollen wurden mit erschreckender Gewissenlosigkeit in die Regale zurückgeschoben. Sie war froh, dass es diesen Monat nicht an ihr war, die über den Tag entstandene Unordnung am Abend zu beseitigen.

Obwohl sie es kaum erwarten konnte, die Akademie zu verlassen, ließ Thalid sich Zeit. Erst, als die letzten Schritte verklungen waren, räumte sie ihren Platz. Sie wollte nicht, dass die anderen sahen, wie sie ihre Schriftrolle in einen der Körbe für die jüngeren Schüler am Treppenaufgang legte.

Von Novizen ihres Alters wurde erwartet, dass sie sich hoch gelagerte Bücher und Schriftrollen mittels eines Schwebezaubers holten und sie auf demselben Weg zurückbrachten. Aber Thalids Hände brannten immer noch und sie hatte sich für einen Tag genug gehässige Bemerkungen verdient.

Draußen angekommen atmete sie die frische Winterluft ein. Von den Stallungen her roch es nach den Pferden der berittenen Feuerschutztruppe. Vom Stadtkern aus drängte der verführerische Duft nach heißem Würzwein und Stockbrot über die Mauern.

Prompt fiel ein großer Teil der Last von ihr ab. Heute Abend würde sie nicht gemeinsam mit den anderen im großen Weihsaal essen und sich giftige Bemerkungen über ihren Hunger oder auch den Mangel desselben anhören müssen. Aß sie, wie ihr Magen es ihr befahl, schimpften sie sie eine fette *tashanso*-Kuh. Stocherte sie stattdessen lustlos im Essen, fragte man sie, ob sie endlich Vernunft angenommen hatte und etwas von ihrem Schlachtgewicht verlieren wollte, bevor ihr Bett unter ihr zusammenbrach. Das Eigenartige war, dass mancher, der sie mit solchen Bemerkungen piesackte, weit massiger war als sie.

Sobald Thalid das Torhaus hinter sich gelassen hatte, war ihr, als hätte sie eine neue Welt betreten. War sie zuvor von der Ruhe zu weniger Menschen auf zu viel Raum umfangen gewesen, fand sie sich nun mitten in einem Strom aus laut schwatzenden, fluchenden und lachenden Passanten wieder. Manche hielten Humpen in der Hand und schienen geradewegs aus einer Schenke gestolpert zu sein. Andere schleppten Jutesäcke voller Einkäufe oder Waren für ihren Dienstherrn umher und schimpften lautstark, wenn sich ein Fuhrwerk zu ihnen in die enge Gasse drängeln wollte.

Doch nicht nur die Welt wandelte sich, als Thalid die Straßen von Auralis betrat. Auch sie selbst wurde eine andere. Sie merkte es daran, dass die Menschen ihr höflich Platz ließen, sobald ihnen der indigofarbene Kapuzenumhang der Magierzunft auffiel. Man nickte ihr respektvoll zu und einige lächelten sie sogar an. Und mit jeder Geste, die etwas anderes als Ablehnung und Herablassung ausdrückte, richtete sich Thalid innerlich wie äußerlich auf.

Es waren Abende wie diese, die sie durchhalten ließen. Ohne sie hätte sie längst ihr Bündel geschnürt und wäre in die Steppensee zurückgekehrt; ob sie sie nun in Brand steckte oder nicht.

Je näher sie dem Marktplatz im Rund der gewaltigen Lagerhäuser kam, desto lebendiger ging es in den Gassen zu. In den Fenstern der Häuser schimmerten bunte Laternen. Auf manchen Dächern zogen sich Reihen beleuchteter Girlanden entlang, deren eingelassene Halbedelsteine ein sanftes Glimmen abstrahlten. Thalid wusste, wie lange ein Magier an einer solchen Kette arbeitete, und auch, für welche schwindelerregenden Summen sie gehandelt wurden. Dennoch erfreute sie sich an jedem Funkeln und Schimmern und erst recht an den weit aufgerissenen Augen der Fremden, die zum Lichterfest nach Auralis strömten.

Auf dem Marktplatz angekommen, ignorierte Thalid die zahlreichen Stände, an denen am Spieß gebratenes Fleisch, Räucherfisch und berauschende Getränke angeboten wurden. Auch den Feuerspuckern vor dem Tempel der Ganija schenkte sie keinen Blick. Sie schaute ihnen ohnehin nicht gern zu. Es war ungerecht, dass man die jungen Männer und Frauen bejubelte, die inmitten von Flammen Purzelbäume schlugen und sich zu menschlichen Standbildern aufgetürmt Fackeln in den Rachen schoben. Thalid konnte nicht nur mit Feuer spielen, sie konnte es *rufen*. Wo blieb ihr Beifall?

Der Anflug schlechter Stimmung hielt sich nicht lange. Sobald sie die Schenke hinter der Tempelanlage betrat, sog sie genüsslich die Luft ein. Hier roch es nicht nur nach deftigem Eintopf und Bier, sondern auch nach Tannennadeln, Honig, warmem Holz und allem, was sie mit guter Gesellschaft in Verbindung brachte.

Dass Barim bereits an ihrem Stammtisch saß und mit der Nasenspitze beinahe die Seiten seines Buchs berührte, vertrieb auch die letzte Schwermut aus ihrem Herzen. Thalid wusste nicht, warum die Götter ihr Barim als Freund zur Seite gestellt hatten. Aber sie war dankbar für ihn und die langen Abendstunden, die sie miteinander verbringen durften.

Einer der Schankburschen zwinkerte ihr auf dem Weg zum Tisch zu. »Grüße, Frau Magierin. Heute hat's Gemüseeintopf und dicke Fischsuppe. Was soll's sein?«

»Den Gemüseeintopf, bitte. Und den heißesten Würzwein, den du auftreiben kannst.«

Thalid hatte es längst aufgegeben, dem aufmüpfigen Sohn der Wirtin zu erklären, dass sie keine Magierin war und es nach derzeitigem Stand wohl auch nie werden würde. Doch seitdem sie einmal mit einem Fingerschnippen das erloschene Feuer im Kamin wiedererweckt hatte, war sie in seinen Augen mindestens die Großmeisterin des Feuers, auch wenn es diesen Posten an der Akademie seit Jahrhunderten nicht mehr gab.

Barim sah erst von seiner Lektüre auf, als Thalids Robe neben ihm auf der Bank raschelte. Er verengte die Augen, schob das Kinn vor und lächelte breit, als er sie erkannte. »Da bist du ja. Ich dachte schon, du versetzt mich.« Er verzog seinen vollen Mund zu einem aufgesetzten Schmollen.

»Nicht doch. Ich bin nur nicht pünktlich aus der Bibliothek rausgekommen und in den Straßen herrscht ein einziges Gedränge«, antwortete sie, während sie den Umhang von den Schultern streifte.

»Wer kann es den Leuten verdenken?« Barim stieß ein lang gezogenes Seufzen aus. »Die Lichter an den Häusern müssen ein atemberaubender Anblick sein.«

Thalid griff nach seiner Hand und drückte sie. So reich ihr Freund in mancher Hinsicht beschenkt worden war, stand es mit seinem Augenlicht nicht zum Besten. Schon seit er ein kleiner Junge war, konnte er nicht gut sehen und je älter er wurde, desto mehr verschwamm die Welt um ihn herum.

An ihren finstereren Tagen glaubte Thalid sogar, dass Barim sich nur mit ihr abgab, weil er ihr plumpes, rundes Gesicht und ihre langweiligen braunen Haare nicht richtig erkennen konnte. Oder weil er sich selbst nie deutlich genug im Spiegel gesehen hatte, um zu begreifen, was für ein seltsames Paar sie abgaben. Er, ein blonder Lichtblick von einem Mann, der noch genügend Jungenhaftes an sich hatte, um reihenweise Herzen zu brechen, sie ein grobknochiges Weibsbild, dessen Nase mit jedem Jahr in die Länge zu wachsen schien. Er in der purpurnen Tunika und mit dem bunten Stirnband der lebhaften Priesterschaft der Ganija, sie in den blauen Roben der gestrengen Magier.

»Vielleicht findet sich irgendwann ein Weg, den Schleier zu lüften.« Thalid wusste, dass sich Großmeister Weihenstetten intensiv mit verschiedenen Augenerkrankungen auseinandersetzte und in einigen Bereichen bereits Erfolge erzielt hatte. Sie tippte mit der freien Hand gegen das Buch auf dem Tisch. »Und zum Glück betrifft es ja nur die Ferne. Was direkt vor dir ist, siehst du doch immer noch klar, nicht wahr?«

Barim nickte, aber es lag Sorge in seinem Blick. »Allerdings rückt die Ferne immer näher an mich heran. Ich kann das Bild meiner Göttin selbst dann nicht mehr klar erkennen, wenn ich direkt vor dem Opferstein stehe. Ich weiß nicht, ob ich es ertragen könnte, wenn die Buchstaben ebenfalls vor mir verschwimmen würden.«

»Das werden sie nicht«, versicherte Thalid, obwohl sie wusste, dass sie auf Sand baute. Sie wusste nichts über die Ursachen von Barims Gebrechen und konnte daher unmöglich Versprechen abgeben. Aber sie hatte Venika und die anderen Magier bereits Unglaubliches vollbringen sehen. Da sollte es doch möglich sein, ihrem Freund zu helfen.

»Für den Fall, dass es doch dazu kommt…« Barim griff nach dem Humpen, der in sicherer Entfernung zum Buch stand, »… sollten wir uns besser beeilen. Es gibt noch so viele Geschichten, die ich aufschreiben muss, und deine sind immer die schönsten.«

Bei diesen Worten flatterte ihr Herz wild in ihrer Brust. Sie hegte jenseits inniger Freundschaft keinerlei Gefühle für Barim. Anflüge dieser Art hatte sie sich ganz am Anfang ihrer Bekanntschaft rigoros verboten. Doch sie reagierte auf die Bewunderung in seiner Stimme. Sie erinnerte Thalid daran, dass sie mehr als eine Novizin war, deren Kräfte mehr Gefahr als Segen waren.

Sie war auch eine Oramba, die in jungen Jahren mit ihrer Sippe durch die Steppensee gezogen war und dabei stundenlang den Geschichten der Alten gelauscht hatte. Und sie hatte sich sie alle gemerkt, wie sie auch andere Worte – ob niedergeschrieben oder ihr böse ins Ohr geflüstert – niemals vergaß.

An diesen Abenden, wenn sie mit Barim in der Schenke saß und der hastig die Feder über das Pergament fliegen ließ, um keines ihrer Worte zu versäumen, war sie eine Geschichtenerzählerin und das war nach ihrem Verständnis eine ehrenwerte Berufung.

Kapitel 4

Die Ruhe vor dem Sturm

Die Höhle war ein Glücksfall. Obwohl sie so dicht am sprudelnden Flusslauf lag, dass das Wasser bis in den Eingangsbereich spritzte, war der hintere Bereich trocken, halbwegs sauber und unbewohnt. Zudem war es ihnen gelungen, ihre in Wachstuch eingeschlagenen Bündel trocken zu halten, sodass sie nicht auf nasse Decken und Kleidung zurückgreifen mussten. Geryim mochte sich nicht vorstellen, wie es ihnen sonst ergangen wäre.

Sich die ausgekühlten Unterarme reibend, spähte er zur Decke hinauf. Dort oben zeigten sich Risse im Gestein, sodass sie es gewagt hatten, ein Feuer zu entzünden. Draußen war es längst dunkel und die nächste Ansiedlung zu weit entfernt, als dass man den Rauch hätte riechen können. Nur an Feuerholz mangelte es ihnen, sodass sie auf das dürftige Treibgut angewiesen waren, das sich am Ufer gesammelt hatte.

Sothorn holte gerade Nachschub. Er hatte nur einen Blick auf Geryim geworfen und gemeint, dass er eindeutig mehr zitterte und deshalb in der Höhle bleiben und sich aufwärmen sollte. Die Hände über der kleinen Feuerstelle zu reiben, half jedoch nicht viel, die Kälte zu vertreiben. Sie waren stundenlang über schlüpfrige Felsen geklettert. Zwischendurch war ihnen nichts anderes übrig geblieben, als durch den Wasserfall hindurchzusteigen.

Ohne Syv hätten sie ihr Ziel nicht erreicht. Er war es gewesen, der ihr Tau nach oben getragen und die Schlinge unter Geryims geistiger Führung über Baumstümpfe und Felsnasen geworfen hatte. Sie hatten nicht immer auf Anhieb Erfolg gehabt. Manchmal hatte sich das Tau gelöst, sobald Geryim und Sothorn es probeweise mit ihrem Gewicht belastet hatten. Dann hatte Syv von Neuem losfliegen müssen.

Niemand hatte behauptet, dass ihre Aufgabe leicht werden würde. Zenja war in den vielen Hundert Jahren seit seiner Besiedlung nicht ein einziges Mal erobert worden. Das lag zum Teil daran, dass die Insel weitestgehend von einem natürlichen Schutzwall aus Gebirgsketten zu Land und scharfen Klippen zu Wasser umgeben war. Die wenigen Bereiche, in denen ein Zugriff vom Meer aus möglich gewesen wäre, hatten die Zenjaner mit Wachtürmen oder im Fall der Küstensiedlung mit hohen Mauern gesichert. Ein heimlicher Vormarsch auf die Insel mit anschließendem Überfall war daher unmöglich.

Es sei denn, es fand sich ein verrückter Wargssolja, der zufällig mit einem großen Greifvogel verbunden und dadurch in der Lage war, den tosenden Wasserfall an der Südseite der Insel hinaufzuklettern. Er hatte jedoch dafür bezahlt, denn besagter Wasserfall hatte ihm so sehr die Kälte in die Knochen geprügelt, dass selbst sein inneres Tier halb erfroren war und davon abließ, ihm Scherereien zu machen.

Der andere Grund, warum Zenja nie gefallen war, war gleichzeitig der, aus dem sie hier waren. Der Zenjanische Lotus hatte den Inselbewohnern lange Zeit als Kraftquelle gedient. Es hieß, sie würden ihn nur vor großen Schlachten trinken und hätten deshalb auch nicht mit dessen Sogwirkung zu kämpfen. Ob das der Wahrheit entsprach, wusste Geryim nicht. Nur, dass es ihm recht ironisch vorkam, eine Insel überfallen zu müssen, um ein Gift zu erobern, das die Bevölkerung eben dieser Insel unbesiegbar machte.

Ein Schatten füllte den Eingang zur Höhle aus und verdichtete sich zu Sothorns Gestalt. Er hatte den Arm voller geborstener Zweige und ließ sie achtlos neben der Feuerstelle zu Boden fallen. Anschließend strich er sich die nassen Haare aus dem Gesicht und machte sich daran, die feuchtesten Teile der Rinde abzupellen.

»Sonst raucht es so sehr, dass wir kaum noch atmen können«, murmelte er wohl in erster Linie an sich selbst gewandt.

Wie so oft nutzte Geryim Sothorns Geschäftigkeit, um ihn unbemerkt zu betrachten. Im Feuerschein wirkte seine Haut fleckiger denn je, aber das machte ihn nicht weniger anziehend. Ganz im Gegenteil: Die unebenen Stellen verliehen ihm eine sichtbare Geschichte, von der Geryim inzwischen ein Teil geworden war.

Er hatte es von Anfang an geahnt, sich jedoch nicht vorstellen können, wohin ihre gemeinsame Reise führen würde. Spätestens, als er Sothorn hinter jenem Nadelwäldchen bei Nadis mit Syvs Hilfe gestellt hatte, hatte er gewusst, dass er in Schwierigkeiten war. Dabei war er sich nach Colthan sicher gewesen, dass er keinen Gefährten mehr brauchte oder wollte. Und ein Teil von ihm wollte bis heute nicht.

Aber dann hatte Sothorn vor ihm im Moos gelegen, selbst in seiner Ohnmacht mit verärgert verkniffenem Mund, und Geryim hatte ihn nicht länger zur Bruderschaft bringen müssen, sondern es aus tiefster Seele gewollt. Es ging nicht nur darum, dass Sothorn mit seinen weinroten Haaren wie ein Leuchtfeuer und auf Geryim damit wie ein Licht in der Dunkelheit wirkte. Oder darum, dass er vom ersten Augenblick an das Bedürfnis gehabt hatte, Sothorn aus seiner ledernen Hose zu zerren. Oder dass er sich nicht an der glatten Stirn mit den hoch angesetzten Augenbrauen sattsehen konnte, die dafür sorgten, dass Sothorn stets leicht überrascht oder wenigstens amüsiert wirkte.

Es war sein Kampfgeist, der zu Geryim gesprochen hatte – und etwas in ihm hatte geantwortet. Vielleicht hatte er bereits damals gewusst, dass es nur ein Mann mit Sothorns Beharrlichkeit an seiner Seite aushalten konnte. Ein Mann, der sich nicht allzu leicht abschrecken ließ und ihm im passenden Moment sogar eine Maulschelle verpasste. Jemand, der…

»Bist du im Sitzen eingeschlafen?«, riss Sothorn ihn aus seinen Gedanken.

»Was? Unsinn«, antwortete Geryim hastig. Manchmal – sehr selten zugegebenermaßen – war er froh, dass niemand seine Gedanken lesen konnte. Es reichte schließlich, dass Syv in seinem Kopf herumspukte und sich immer öfter zu Eigenmächtigkeiten hinreißen ließ, wenn es um Sothorn ging.

»Das will ich dir auch nicht geraten haben.« Sothorn umrundete das Feuer und setzte sich neben ihn auf die Decken. »Ich möchte nicht den ganzen Abend lang auf die nackte Wand starren und mir in den schlimmsten Farben den morgigen Tag ausmalen, während Gwanja in meinem Kopf faucht und brüllt.«

Geryim spürte einen kurzen Stich in der Brustgegend, halb Eifersucht, dass sich die Brandlöwin gegen ihn entschieden hatte, halb Dankbarkeit, dass Sothorn und er diese besondere Erfahrung miteinander teilen durften. Man konnte niemandem erklären, was es bedeutete, von einem Gefährtentier erwählt zu werden. Man musste es erleben.

»Leidet sie sehr?«, erkundigte er sich und stellte zufrieden fest, dass seine Stimme nicht zitterte. Von seinem Körper konnte er das nicht behaupten.

»So kann man es auch nennen.« Sothorn lehnte sich nach vorn und schob mit einem Ast die Glut dichter zusammen. »Lach nicht, aber sie ist so wütend, dass ich mich allmählich frage, ob sie mich ausweiden wird, wenn wir zurückkommen.«

Geryim lachte nicht. Es war nichts Belustigendes an einem leidenden Gefährtentier. Trotz der engen Verbindung konnte man einem Tier nur bedingt erklären, warum es manchmal zurückbleiben musste. Gründe, die für einen Menschen höchst verständlich und sinnvoll waren, waren in einem von der Wildnis beseelten Geist nicht nachvollziehbar. Wenn das betroffene Tier dann auch noch so jung war wie Gwanja und die Verbindung zu ihrem Jäger so neu, führte eine räumliche Trennung zu großer Verwirrung, die je nach Gattung mit Kummer, der Weigerung zu fressen oder eben Wut einherging. Brandlöwen waren nicht für ihre Duldsamkeit bekannt.

»Das wird sie nicht. Sie wird so froh sein, deine Witterung aufzunehmen, dass sie dir das Gesicht wundleckt. Aber angreifen wird sie dich nicht.« Er hatte tatsächlich nie von einem Fall gehört, in dem ein Gefährtentier seinen Begleiter angegriffen hatte.

»Falls sie meine Witterung aufnimmt, meinst du wohl.« Sothorn hob die Oberlippe. »Ich bin mir ehrlich gesagt nicht sicher, ob es dazu kommen wird. Theasas Plan ist…«

Geryim beendete den Satz für ihn. »… gewagt, aber gut durchdacht. Das lässt sich nicht leugnen.«

Sothorn stieß die Luft aus. »Gut durchdacht, hm? Ich hätte es eher grausam genannt.«

»Aber du warst dennoch dafür. Du warst doch derjenige, der ihr den nötigen Schubs versetzt hat. Aily hat euch miteinander reden sehen.«

Sothorn spielte mit den Lederriemen an seinem Handgelenk. Sie hielten die Scheide für seine Unterarmklinge an ihrem Platz. »Natürlich war ich dafür. Bin ich immer noch. Aber es muss mir nicht gefallen, dass wir so tief sinken.«

In Geryims Ohren klang diese Bemerkung falsch. Jeder Einzelne von ihnen war ein mehrfacher Mörder und keiner hatte einen höheren Blutzoll aufzuweisen als Sothorn. Und doch hatten sie sich inzwischen weitestgehend davon abgewandt, gegen Silber zu töten. Mancher würde behaupten, dass sie Fortschritte gemacht und sich dem bürgerlichen Leben, aus dem man sie einst herausgerissen hatte, wieder angenähert hatten.

»Tun wir das denn? Und falls ja, was bleibt uns anderes übrig?«, konterte er. Das Tier in ihm regte sich – jenes, das nichts mit Syv zu tun hatte – und überfiel ihn mit Bildern aus der Vergangenheit. Bilder, die so kalt waren, dass man sich an ihnen Erfrierungen holen konnte.

Niemand hatte ihn damals gefragt, ob er bereit war, sich für seinen Stamm zu opfern. Er hatte ihnen vertraut und sie hatten ihn für einen Funken Hoffnung und einen Heiltrank verschachert, der wahrscheinlich nicht einmal gewirkt hatte. Als wäre er nicht mehr als ein Pferd oder ein Schafsbock. Er war alt genug gewesen, um sich jeden Augenblick dieser dunklen Stunde einzuprägen, jeden verlegenen Blick und jedes Wort, das nicht gesprochen worden war. Bis heute sah er nachts in seinen Träumen das Lager hinter

sich verschwinden, während er auf einem holprigen Karren gen Süden schaukelte. Wenn er danach morgens erwachte, war das Tier jedes Mal ganz nah, zeigte seine Reißzähne und schrie nach Blut, ohne sich darum zu scheren, aus wessen Adern es stammte.

»Einen Ausweg gäbe es: Wir könnten es beenden«, sagte Sothorn leichthin. Er lehnte sich nach hinten auf die Ellbogen und streckte die Beine dem Feuer entgegen. »Die Klippen dort draußen sehen ganz verlockend aus. Mancher würde behaupten, dass das der ehrenvollere Weg wäre.«

In Geryim verkrampfte sich etwas. Uda hatte ihrem Elend ein Ende bereitet, indem sie sich dem Meer überantwortet hatte. »Wohl eher der bequemste. Einfach über die Klippen gehen und alles abstreifen«, gab er bissig zurück. »Damit sich diejenigen, die uns an diesen Punkt geführt haben, niemals Gedanken darüber machen müssen, welches Gift sie in der Welt verbreiten.«

Sothorn zuckte angesichts seines barschen Tons nicht einmal zusammen. »Darum geht es dir also? Du glaubst, dass sie verdienen, was morgen geschehen wird, weil sie eine Mitschuld daran tragen, dass Land auf Land ab Assassinen versklavt werden?«

Geryim wollte ein lächerlich lautes Verdammt noch mal, ja! in die Höhle schreien. Aber damit würde er nur sein inneres Stachelschwein wecken. Es regte sich bereits und stellte die spitzen Stacheln auf. Wenn diese ihn erst von innen an Stellen stachen, die er weder mit Händen noch beruhigenden Gedanken erreichen konnte, würde sein Jähzorn mit ihm durchgehen. Etwas, das er ohnehin hasste, aber am meisten, wenn er mit Sothorn allein war und sich kein anderes Opfer für seine Wut fand.

»Ich weiß es nicht«, sagte er schließlich bewusst beherrscht. »Und ich weiß nicht, warum du dir überhaupt Gedanken darüber machst. Es sei denn, du möchtest wirklich lieber dein Glück mit dem Meer versuchen.«

Sothorn packte ihn am Arm. »Natürlich nicht!« Ernst hatte sich in seine braunen Augen geschlichen. »Ich weiß um das Geschenk, das ich bekommen habe, und werde es sicher nicht wegwerfen.

Ich frage mich nur manchmal, ob wir überhaupt noch in der Lage sind, vernünftige Entscheidungen zu treffen. Der Sog, der Hunger, der Gedanke, dass das Fass irgendwann leer sein wird…« Seine Finger wanderten Geryims Arm hinauf und vergruben sich in seine Schulter. »Ich glaube nicht, dass ich es noch einmal ertragen könnte. Selbst dann nicht, wenn du die ganze Zeit über bei mir wärst. Du und Gwanja. Es ist… Die Vorstellung, dass wir scheitern… Dass wir den falschen Plan entworfen haben könnten…«

Wieder entstand vor Geryims Auge ein geistiges Bild. Auch dieses war unangenehm anzusehen und vor Leid dunkel. Nur zeigte es nicht seine eigenen Qualen. Es war nicht lange her, dass Sothorn in einer Zelle am Boden gelegen und gebettelt hatte, erlöst zu werden. Das Entsetzen in seinem Blick, als er begriffen hatte, dass sie ihm nicht Lotus, sondern Kriechergift eingeflößt hatten, würde Geryim niemals vergessen. Oder die Stunden danach, in denen er Sothorns zunehmend an Wärme verlierenden Körper an sich gedrückt hatte. Es war ihre erste Umarmung gewesen und er hatte sie viel zu sehr genossen.

»Es wird gelingen. Wir werden nicht an den Punkt gelangen, an dem wir den letzten Tropfen aufgebraucht haben.« Geryim zögerte kurz, überwand einen inneren Widerstand und legte dann eine Hand auf Sothorns. »Der Irrsinn endet morgen und dann werden wir uns sehr lange Zeit keine Sorgen mehr machen müssen.«

Aber was kommt danach? Die Frage stieg nur kurz in Geryim auf, dann verscheuchte er sie eilig. An die ferne Zukunft brauchten sie keine Gedanken zu verschwenden, solange die nähere nicht gerettet war.

»Hoffen wir, dass du recht behältst und ich mich nur als Schwarzseher erweise.« Sothorns Finger bewegten sich unter seinen. »Bei Insa, du bist eiskalt. Wir sollten uns hinlegen und zusehen, dass wir uns gegenseitig warm halten. Sonst scheitern wir morgen an deinen steifen Knochen.«

An einem anderen Tag und in anderer Stimmung hätte Geryim wahrscheinlich leise gegrollt und Sothorn gezeigt, wie viel er von der Idee des gegenseitigen Aufwärmens hielt. Dummerweise war

ihm wirklich kalt. Anscheinend steckte ihm die Jagd im Schnee noch im Leib, denn Sothorns Hand war deutlich wärmer als seine eigene. Er konnte nur hoffen, dass dies kein Anzeichen dafür war, dass er krank wurde. Normalerweise hätte er sich gefragt, ob Sothorn fieberte, aber das war ausgeschlossen. Herjiten – die Bewohner der Sümpfe von Herjos – waren dafür bekannt, dass sie sämtlichen Krankheiten widerstanden und ihnen selbst der gefürchtete Wundstarrkrampf nichts anhaben konnte.

Also durfte Geryim sich sicher sein, dass er nur ausgekühlt und Sothorn nicht erhitzt war. Umso dankbarer war er, dass sie sich gemeinsam unter die Decken legen konnten, nachdem sie ein paar Bissen Proviant verzehrt und das Feuer aufgestockt hatten. Die Kleidung behielten sie sicherheitshalber an, aber er spürte dennoch, wie Sothorns Wärme auf ihn überging.

Nach ihm zu greifen und ihn an sich zu ziehen, fühlte sich für Geryim immer noch neu an. Das Ritual mochte mehr als eine Woche her sein, doch er hatte sich über einen allzu langen Zeitraum eingeschärft, dass er keine Bindung eingehen durfte. Genau genommen seit seinem Eintritt in die Bruderschaft und der Rückkehr seiner menschlichen Gefühle. Es hatte ihm schlicht nicht zugestanden, seine Nächte mit Sothorn zu verbringen. Mit ihm zu schlafen, war eines gewesen. Bei ihm zu schlafen und zuzulassen, dass sie zu Gefährten heranwuchsen, etwas ganz anderes.

Jetzt stand ihm dieser Weg offen und er merkte, dass er ihm nicht nur etwas Erleichterung verschaffte, sondern auch ahnen ließ, wie sich Frieden anfühlen mochte. Eine wahrhaftige Verbindung, die Ruhe und Gelassenheit mit sich brachte. Von diesem Traum hatte er sich vor Jahren verabschiedet. Aber was, wenn es auch in dieser Hinsicht einen Weg gab, den er nur nicht sehen konnte?

»Ich werde morgen einiges tun, um den Schaden in Grenzen zu halten«, sagte Sothorn auf einmal. Er richtete sich halb auf, um Geryim in die Augen zu sehen. »Aber ich werde nicht aufs Spiel setzen, was ich habe. Mag sein, dass ich es nicht verdiene, doch hergeben werde ich es nicht«, fuhr er eindringlich fort.

»Wer was verdient oder nicht, liegt in Gors Hand, nicht in unserer.«

Sothorn strich ihm mit dem Daumen über das Kinn. »Meinst du wirklich, dass Gor sich um mich schert?«, fragte er skeptisch. »Du weißt, dass ich nie viel auf Götter gegeben habe…« Er dachte kurz nach. »Nun gut, von Redensarten abgesehen.«

»Das ist nicht wichtig. Gor allein entscheidet, wen er unter seinen Schutz stellt. Und für jemanden, der sich vorhin erst beschwert hat, dass er eine Löwin in seinem Kopf krakeelen hört, solltest du vielleicht etwas offener für seine Geschenke sein.«

Geryim wusste, dass Sothorn noch lange nicht erfasst hatte, was mit ihm geschehen war oder welche Bedeutung es hatte, dass Gwanja sich ihm angeschlossen hatte. Er verstand Sothorns Zweifel. Er hätte genauso reagiert, wenn ihm jemand erzählt hätte, dass Ikir, Adelis oder eine der anderen Gottheiten auf einmal die Hand über ihn hielt. Aber eines Tages würde Sothorn begreifen, dass Gor keine ferne Lichtgestalt aus den Geschichten der Priester war, sondern ein wahrhaftiges Wesen, das auf Sunda wandelte.

»Um eben diese Löwin geht es mir. Ich kann sie schließlich nicht im Stich lassen, nicht wahr?«

Sothorns Daumen war zu Geryims Wangenknochen gewandert und strich über die Stelle, an der Gors Rune in seine Haut gestochen war. Die Geste war so behutsam, dass Geryim sie gleichzeitig abwehren und genießen wollte. Es würde wohl noch eine Weile dauern, bevor ihm in solchen Augenblicken kein lautloses Nein! mehr durch den Kopf peitschte.

Für den Moment zählte nur, was Sothorn gesagt hatte – oder auch nicht. Nicht nur Gwanja würde ihn vermissen, wenn ihm durch eine Unbedachtsamkeit oder falsches Heldentum etwas zustieß. Nicht nur sie wollte er nicht allein lassen.

Sobald sich Sothorns Mund auf seinen legte, schloss Geryim die Augen. Er nahm das Zögern wahr, sein Abwarten, ob er sich sträubte. Geryim hatte ihn zu oft wegstoßen müssen und durch sein widersprüchliches Verhalten oft verwirrt. Aber heute Abend, während sie darauf warteten, dass sie ihren Auftrag erfüllen konnten, blieb es in ihm still, sodass es keinen Grund gab, auf Abstand zu bestehen.

Er nestelte eine Hand aus den Decken und legte sie auf Sothorns Hinterkopf, drückte ihn fester an sich und öffnete die Lippen. Ihre Zungenspitzen stießen gegeneinander und lösten zuverlässig ein heißes Ziehen in Geryims Unterleib aus. Offenbar konnte er gar nicht so sehr frieren, als dass ihn Sothorns Mund nicht gierig gemacht hätte.

Die warmen Hände, die sich kurz darauf unter sein Wams schoben, waren ein Geschenk. Wo immer sie auf seine Haut trafen, hinterließen sie leise Schauer und dasselbe Gefühl wie Sonnenstrahlen, die nach einem langen Winter erstmals auf blasse Haut trafen.

Geryim machte Anstalten, sich auf seinen Liebhaber zu rollen. Doch Sothorn wehrte sich mit einer Leichtigkeit, die Geryim jedes Mal von Neuem überraschte und erregte, und drückte ihn zurück in die Decken. »Lass mich«, murmelte er mit den Lippen an Geryims Ohr. »Es könnte das letzte Mal sein«, fügte er schließlich deutlich leiser hinzu.

Das war eine gefährliche Geisteshaltung vor einem Kampf und Geryim wollte nicht, dass sie sich zwischen ihnen ausbreitete und ihnen zum Grabtuch würde. »Gilt das für Halunken wie uns nicht immer? Darf ich daran erinnern, wie kurz du mal davor warst, den Kopf zu verlieren, weil du ohne Anmeldung in Szapreys Hexenküche marschiert bist?«

Die Ablenkung tat ihre Wirkung. Sothorns leises Gelächter strich über ihn hinweg. »Oder an dem Tag, an dem wir uns für Gwanja rechtfertigen mussten. Ich dachte, Theasa geht dir an die Kehle.«

»Soll sie nur versuchen.«

Sothorn biss ihm spielerisch in die Wange. »Du ärgerst sie gern, hm?«

»Nicht so gern wie dich.«

Obwohl es kaum eine Bemerkung war, die von Zuneigung sprach, schien Sothorn zu verstehen. Er küsste Geryim so innig, so vielsagend, dass ihnen alle Worte verloren gingen.

Später, nachdem er seine Lippen über Geryims Hals und immer weiter nach unten geführt hatte, wünschte Geryim aller Kälte zum Trotz, dass dieser Abend ewig dauern würde.

Kapitel 5

Die Unbesiegbaren

Sobald die Sonne aufging, wusste Sothorn, warum die Zenjaner ihre Insel so verbissen gegen Eindringlinge verteidigten. Er hatte im Dienst vom alten Meerenburg beinahe den gesamten Kontinent bereist und doch nie einen Ort gesehen, der ihm friedlicher oder einladender erschienen war.

Von ihrem Standort auf einem Felsvorsprung aus konnten sie beinahe das ganze Kernland überblicken und in der Ferne sogar das Küstenstädtchen erkennen, das sich einen Namen mit der Insel teilte und neben dem einzigen Hafen auch einen Großteil der Werkstätten Zenjas beheimatete. Das Inland dagegen war Landwirtschaft und Viehzucht vorbehalten.

Sothorn erkannte Wiesen, auf denen selbst im Winter Vieh weidete, dazu endlose, von Buschwerk umrandete Äcker; manche unter dem Raureif kahl, andere von einem dichten grünen Teppich bedeckt, hinter dem er Kohl vermutete. Auf dem See im Süden entdeckte er Fischerboote, die mit der Dämmerung hinausgefahren waren, und über dem Wasser kreisten die ersten Vögel. Von den Minen in den Bergen sah und hörte er nichts, aber er wusste, dass sie dort waren, und ihrerseits dafür sorgten, dass es den Bewohnern an nichts mangelte.

Dieser Wohlstand wurde von hohen, größtenteils unmöglich zu erklimmenden Gipfeln beschützt. Sie schufen eine abgeschiedene kleine Welt jenseits der Herrschaft der Handelsherren mit ihren Intrigen und ständig wechselnden Bündnissen.

Ja, Sothorn hätte diesen Ort und seinen Frieden auch bis aufs Blut verteidigt.

Geryim, der neben ihm auf dem Bauch lag und seinerseits in die Ferne spähte, regte sich. »Wir sollten uns auf den Weg machen. Laut Theasa müsste unser Ziel dort drüben liegen…« Er deutete

auf eine Ansammlung Wohnstallhäuser jenseits des Sees. »In zwei Stunden sollten wir dort sein, aber wir müssen uns beeilen. Heute Nachmittag zum vierten Stundenschlag will Theasa ihre Absichten verkünden.«

Sothorn musterte die fernen Häuser mit verengten Augen. »Woher wissen wir, dass das der richtige Ort ist?«

»Weil die Zenjaner so dumm waren, Janis und Theasa bei ihrem letzten Besuch ins Kernland zu lassen.« Geryim schob sich rückwärts und kam im Schutz einer schief gewachsenen Kiefer auf die Beine. »Außerdem nimmt Syv entsprechende Bewegung in dem hellen Gebäude an der Kreuzung wahr. Komm, es wird Zeit.«

Sothorn warf einen letzten sehnsüchtigen Blick auf das erwachende Tal, dann folgte er Geryim.

Sie waren noch vor Sonnenaufgang aufgebrochen. Den Abstieg ohne Lichtquelle zu wagen, war ein Risiko gewesen, das sie mehr als einmal in gefährliche Situationen gebracht hatte. Doch von nun an würden sie besser vorankommen, auch wenn sie sich von der staubigen Straße fernhalten wollten, die sich am Flusslauf entlangschlängelte. Je länger sie unentdeckt blieben, desto besser.

Während sie schräg zum Hang den letzten Bergkamm hinter sich ließen, hielt Sothorn den Blick auf Geryims breiten Rücken gerichtet. Ihr gemeinsamer Abend in der Höhle war anders verlaufen, als Sothorn erwartet hatte. Nach dem schwierigen Aufstieg über den Wasserfall und zwei Beinah-Abstürzen war er fest davon ausgegangen, dass Geryims Laune auf dem Tiefpunkt sein würde. Stattdessen war er abgesehen von einigen wenigen bissigen Bemerkungen so ruhig gewesen, wie Sothorn es selten erlebt hatte.

Ob das eine Folge des Rituals war? Doch wenn ja, warum hatte sich Geryim dann während der Überfahrt nach Zenja oftmals genauso kurz angebunden und zornig gezeigt wie früher? Nicht, dass Sothorn nicht für jede gemeinsame Stunde dankbar gewesen wäre. Nur gab es tief in ihm einen kaum greifbaren Teil, der enttäuscht war. Und obwohl es sich nur um einen winzigen Funken seines Selbsts handelte, schämte er sich für ihn.

Was hatte er sich denn erhofft? Ein bürgerliches Leben vielleicht, in dem es zu seinen täglichen Verrichtungen gehörte, mit Geryim Hand in Hand über blühende Wiesen zu tanzen? Kaum. Es ging eher darum, Geryim zu berühren – nicht nur seinen Körper –, und…

Ein paar lose Steine gerieten unter Sothorns Stiefelsohlen ins Rutschen. Stumm verfluchte er sich, als er sich mit rudernden Armen vor einem Sturz retten musste. Kaum, dass er sein Gleichgewicht zurückerobert hatte, schritt er umso schneller aus, um Geryim zu folgen.

Sie waren auf dieser Insel, um der Bruderschaft ihre größte Sorge zu nehmen. Was würden die anderen wohl sagen, wenn er sich in seiner Grübelei ein Bein brach und seinen Teil der Aufgabe nicht erfüllen konnte? Was, wenn er Geryim in eine Lage brachte, in der er allein weitergehen musste?

Das kam nicht infrage. Für jede Überlegung – mochte sie auch noch so wichtig sein –, die nichts mit einer Schiffsladung Zenjanischer Lotus zu tun hatte, war später Zeit.

Im Verlauf der folgenden Stunde hielt Sothorn seine Gedanken im Zaum und seine Sinne geschärft. Selbst Gwanja verwies er mit dem mentalen Gegenstück einiger scharfer Worte auf ihren Platz, damit sie ihn nicht ablenkte. Ihr betroffener Rückzug tat ihm körperlich weh.

Bald darauf erreichten sie den See und bewegten sich im Schutz des mannshohen Schilfs auf die nahe Siedlung zu. Mehr als einmal schreckten sie gewaltige Wasservögel auf, nur um genau wie die Tiere zusammenzufahren.

Man konnte über den Lotus sagen, was man wollte, aber solange er einen in sein eigentümliches Gespinst aus Ruhe und niemals versiegender Kraft spann, war man eindeutig weniger schreckhaft. Besonders, als Sothorn auf einem feuchten Uferabschnitt das erste Wasser in die Stiefel zu sickern begann, vermisste er die kalte Gelassenheit, die ihm lange bester Freund und ärgster Feind gewesen war.

Sie erreichten die kleine Siedlung zu einem günstigen Zeitpunkt. Einsetzender Regen hatte dafür gesorgt, dass sich die meisten Bewohner eine Arbeit in Häusern und Stallungen gesucht hatten, statt sich draußen nützlich zu machen. Kurz bevor sie sich dem niedrigen Gebäude mit dem Strohdach näherten, das Geryim und Syv aus der Ferne ausgemacht hatten, blieben sie stehen.

Genau genommen war es Geryim, der auf einmal leise pfiff und Sothorn mit gekrümmtem Zeigefinger hinter eine Dornenhecke lockte. Sobald sie sich beide dahintergekauert hatten, sah Geryim hinauf in den Himmel. Als Sothorn seinem Blick folgte, entdeckte er Syv, der hoch über ihnen seine Kreise zog.

Einen Augenblick später ging ein Ruck durch Sothorn. Geryims Hand war so rasch in seinem Nacken aufgetaucht, dass er im ersten Moment befürchtete, es nähere sich jemand und Geryim wollte ihn ins feuchte Gras drücken. Doch dann fand er sich in einer im wahrsten Sinne des Wortes atemberaubenden Umarmung wieder.

»Gors Schutz für dich. Für uns beide«, raunte ihm Geryim ins Ohr, küsste ihn hastig auf die Schläfe und zog sich zurück, bevor Sothorn wusste, wie er mit diesem plötzlichen Übergriff umgehen sollte. Sie waren bei Weitem nicht zum ersten Mal miteinander unterwegs, waren gemeinsam in Häuser eingestiegen und hatten zusammen halb Auralis bestohlen. Doch nie hatte Geryim sich zu einer solchen Geste hinreißen lassen.

Damals wart ihr aber auch keine… was auch immer ihr jetzt seid, flüsterte eine leise Stimme in seinem Kopf. So verschwommen der Gedanke auch war, er ließ eine unerwartete Leichtherzigkeit in Sothorn aufsteigen und ihn im besten Sinne unruhig werden. Er konnte weder das eine noch das andere gebrauchen, während er sich darauf vorbereitete, eine der größten Schandtaten seines ehrlosen Lebens zu begehen. Dennoch sandte er ebenfalls zögernd eine stumme Bitte an Gor: *Wer immer du bist, nimm uns das hier nicht weg. Trenn uns nicht. Wir haben noch so viel gemeinsam zu erleben.*

Danach fühlte er sich seltsamerweise besser.

Geryim kroch zum Rand des Gestrüpps. Seine glasigen Augen verrieten Sothorn, dass er einmal mehr mit Syv in Verbindung getreten war. Der alltägliche Austausch war Geryim so in Fleisch und Blut übergegangen, dass man ihn als Außenstehender nicht bemerkte. Anders war es, wenn er tatsächlich mit Syvs Augen sah und gleichzeitig von seinen eigenen Eindrücken überschwemmt wurde.

»Wir haben Glück«, flüsterte er nach einer Weile so leise, dass Sothorn sich anstrengen musste, um ihn zu verstehen. »Es ist niemand unterwegs. Nicht auf der Straße in Richtung Minen, nicht hier in der Siedlung. Aber wir sollten uns beeilen. Aus der Stadt sind gerade ein paar Karren aufgebrochen. Sie werden bald hier sein.«

Mit einem knappen Nicken streifte Sothorn den Umhang ab und band ihn an sein Bündel. Er hasste es, mit Waffen zu hantieren, während ihm Stoff um die Schultern wallte und beim ersten Windstoß ein widerwilliges Eigenleben entwickelte, das ihm zum Verhängnis werden könnte.

»Gehen wir«, murmelte er. »Schnell rein, genauso schnell wieder raus und…« Er sprach nicht aus, dass er möglichst kein Blut vergießen wollte. Er wusste, dass Geryim ihn verstand.

Seite an Seite lösten sie sich aus dem Schutz der Hecke. Sothorn verzichtete auf sichernde Blicke und vertraute sich seinen beiden Begleitern an.

Ihr Zielgebäude verfügte auf allen Seiten über winzige Fenster, die jedoch mit dichtem Leder bespannt worden waren, um die Winterluft fernzuhalten. Nur an der Vorderseite befanden sich zwei verglaste, die den zusätzlichen Schutz nicht nötig hatten. Es gab nur eine einzige Tür, was Sothorn als weiteren Fingerzeig des Glücks für sie verbuchte.

Stumm bedeutete er Geryim, dass sie sich dem Eingang von hinten nähern würden, bevor er hastig die letzten Schritte hinter sich brachte. Er hörte, dass Geryim ihm folgte, und auch, dass er seine Waffen aus den Scheiden zog. Mit zusammengebissenen Zähnen tat Sothorn es ihm nach; der Widerwillen in seinem Innern beißender als je zuvor.

Dann barst er durch die schwere Holztür. Sie schlug mit einem Krachen gegen die Wand und ließ das Dutzend Kinder, das an einer Reihe hölzerner Tische saß, erschrocken zusammenzucken. Ein paar schrien auf.

Das galt jedoch nicht für den jungen, pausbäckigen Mann, der an der Stirnseite des Zimmers stand und gerade einige Zahlen an eine Wandtafel geschrieben hatte. Verärgerung breitete sich auf seiner Miene aus. »Wer seid ihr?«, fuhr er sie an. »Und was habt ihr…« Er beendete den Satz nicht. Sein Blick war an den gezogenen Klingen hängen geblieben.

»Kein Wort mehr.« Geryim drängte sich an Sothorn vorbei und näherte sich dem ersten Kind, das er erreichen konnte. Er packte den vielleicht neunjährigen Jungen am Handgelenk, riss ihn von seiner Schulbank hoch, legte ihm einen Arm um die dürre Brust und drückte ihm die flache Seite einer seiner Dolche an die Wange.

Sothorn stieß die Tür hinter sich zu und versuchte, sich gegen das Entsetzen im Schulzimmer abzuschirmen. Versuchte, die weit aufgerissenen Augen der Kinder nicht zu sehen und auch nicht zu riechen, dass eines von ihnen die Beherrschung über seine Blase verloren hatte.

Glück gehabt, kleiner Wurm, dachte er zynisch. *Dich nehmen wir bestimmt nicht mit.*

Stattdessen näherte er sich zwei nebeneinandersitzenden Mädchen und bedeutete ihnen, auf die Beine zu kommen. Die beiden sahen sich in ihren schlichten Bauernkitteln und den langen Winterröcken so ähnlich, dass sie Zwillinge sein mochten. Der einzige Unterschied war, dass die eine leise weinte, während ihn die andere wutentbrannt anfunkelte. Damit bewies sie mehr Mut als der Lehrer, der zwar ein paarmal den Mund öffnete, um etwas zu sagen, aber letztendlich stumm blieb.

Während Sothorn eine Reihe kurzer Seilstücke aus seinem Beutel zerrte, den Mädchen in Windeseile die Hände band und sie anschließend mit einem längeren Tau aneinanderfesselte, schubste Geryim sein Opfer ruppig Richtung Tafel.

»Aufgepasst, Bübchen«, sagte er an den Lehrer gewandt. »Du hast genau zwei Möglichkeiten. Du kannst dir anhören, was wir zu sagen haben, oder du kannst schon einmal einen Eimer und einen Schrubber auftreiben. Denn wenn du uns nicht sehr genau zuhörst, wird Blut fließen, verstanden?«

Selbst Sothorn nahm die Kälte in Geryims Stimme wahr und spürte, dass sie etwas mit ihm anstellte. Oder war es die Sorge, dass Geryim seine Drohung wahrmachen könnte? Sothorn *wollte* glauben, dass die Kinder vor ihnen sicher waren. Aber für die überforderte und zitternde Narrengestalt von einem Lehrer galt das nicht, auch wenn es für sie alle günstiger war, wenn er am Leben blieb.

Geryim sah sich kurz im Raum um, richtete seine Aufmerksamkeit jedoch rasch wieder auf den an die Tafel zurückgewichenen Lehrer. »Gut«, sagte er barsch. »Wir werden jetzt ein paar von deinen Schützlingen mitnehmen. Und du, mein Freund, wirst dir ein Pferd besorgen und so schnell wie möglich zum Hafen reiten. Wie vielen deiner Nachbarn du unterwegs zubrüllst, was vorgefallen ist, schert mich nicht. Aber sobald du angekommen bist, wirst du den Stadtvätern bestätigen, dass wir eure Kinder haben. Hast du das verstanden?«

Der Lehrer reagierte nicht sofort. Sein Blick schien durch Geryim hindurchzugehen und kurz befürchtete Sothorn, dass er das Bewusstsein verlieren könnte.

»Hast du mich verstanden?«, zischte Geryim erneut und drehte langsam die Klinge an der Wange des Jungen, bis die Schneide nach innen gerichtet war.

In Sothorns Rücken erklang ein leiser Aufschrei, der in ein erstickt klingendes Schluchzen überging. Am liebsten hätte er Geryim den Jungen abgenommen, ihn mit den Mädchen zusammengebunden und es damit bewenden lassen. Aber es war weiser, mehr von ihnen mitzunehmen. Je mehr Familien in Angst waren, desto mehr Druck wurde auf die Stadtväter ausgeübt und eben diesen Druck brauchten sie. Er war die einzige Münze, in der sie zahlen konnten.

Schweren Herzens scheuchte er zwei weitere Kinder auf und fesselte sie. Das Schauspiel vor der Tafel ließ er dabei nicht aus den Augen.

Der sichtlich bebende Lehrer schien endlich seine Stimme wiedergefunden zu haben. »Aber was mache ich, wenn die Stadtväter gar nicht im Hafen sind?«

Geryim stieß ein freudloses Lachen aus. »Glaub mir, sie werden da sein.«

Sothorn erkannte genau, wann der Lehrer begriff, dass er es keineswegs mit zwei Einzelkämpfern zu tun hatte. Seltsamerweise schien ihm das schiere Entsetzen über einen Angriff auf Zenja etwas Mut einzuflößen. »Das werden sie euch nicht durchgehen lassen. Sie werden… Sie werden… Die Wachen werden…«

»Eure Wachen werden gar nichts tun«, unterbrach Geryim ihn. »Bis sie hier ankommen, sind wir mit den Kindern längst in den Wäldern verschwunden.« Eine Finte. Sie wollten gar nicht in die Wälder, die sich jenseits der Siedlung erstreckten. Sie würden denselben Weg nehmen, den sie gekommen waren und der ihnen halbwegs vertraut war. »Das kommt davon, wenn man sich darauf verlässt, dass das Inland sicher ist.«

Sothorn zerrte an dem Seil, das die Kinder zusammenhielt, und gesellte sich zu Geryim nach vorn. Dort schob er unzeremoniell dessen Klinge beiseite und übernahm seinen Gefangenen. Der Junge fuhr heftig zusammen, als er gepackt wurde, und sah so verängstigend drein, dass Sothorn ihm am liebsten ein paar beruhigende Worte zugeraunt hätte. Aber das musste warten, bis der Lehrer außer Hörweite war.

Der schien inzwischen halbwegs zu sich gekommen zu sein und bewies, dass er genug Verstand besaß, um seine Anstellung zu verdienen. Wahrscheinlich hatte er innerlich seine Möglichkeiten abgewogen und war zu dem Schluss gekommen, dass sein Hauptaugenmerk auf der Sicherheit der Kinder liegen musste.

Mit einem sauertöpfischen Blick auf Geryims wohlbestückten Waffengürtel nickte er. »Gut. Ich werde tun, was ihr verlangt. Aber glaubt nicht, dass ihr davonkommen werdet. Wenn wir euch nicht

zu fassen bekommen, dann mit Sicherheit die Götter.« Er spuckte vor ihnen aus und drehte sich zu den verbliebenen Kindern um, die sich still in einer Ecke zusammengedrängt hatten. »Ihr werdet sie kaum alle mitnehmen können. Also lasst die anderen gehen.«

Geryim wechselte einen kurzen Blick mit Sothorn, dann hob er unbeeindruckt die Schultern. »Mir soll es recht sein. Wir haben, was wir brauchen.«

Sothorn nickte zustimmend und zerrte erneut am Seil. »Mitkommen«, sagte er scharf. »Und denkt nicht einmal daran, euch unterwegs absichtlich fallen zu lassen oder uns anderweitig Ärger zu machen. Wenn einer von euch etwas anstellt, zahlen alle.«

Die Kinder schienen ihm jedes Wort zu glauben. Er war nicht sicher, ob er darüber froh oder entsetzt war. Mit langen Schritten ging er voran, wissend, dass Geryim ihm rückwärtsgehend folgte und so dafür sorgte, dass der Lehrer nicht doch noch auf dumme Gedanken kam und vielleicht ein schweres Buch als Waffe einsetzte.

Sothorn öffnete die Tür und sammelte sich einen Herzschlag lang, bevor er mit seiner unwilligen, größtenteils weinenden Gefolgschaft aus dem Gebäude trat. Nun würde es nicht mehr lange dauern, bis jemand auf das befremdliche Treiben aufmerksam wurde.

Er ließ einen seiner Dolche in der Scheide verschwinden. Den anderen hielt er warnend erhoben. Hinter sich hörte er Geryim eine letzte Drohung knurren, ehe er ein unmissverständliches *Marsch!* ausstieß.

Zu siebt setzten sie sich in Bewegung. Sothorns lange Schritte zwangen die Kinder zu rennen. Er konnte nur hoffen, dass sie durchhielten, bis sie Deckung gefunden hatten. Über ihnen hörte er Syvs Raubvogelschrei. Er wagte nicht, Geryim zu fragen, was Syv sah. Sie würden es bald genug erfahren.

Sie hatten kaum die Wegkreuzung erreicht, als hinter ihnen eine Stimme laut wurde. »Schnell! Ein Pferd! Bringt mir ein Pferd! Sie haben die Kinder!«

Türenknallen. Schreie. Wehklagen. Und immer wieder das leise Weinen ihrer Opfer.

Sothorn biss sich auf die Innenseite seiner Wange, bis er Blut schmeckte. Sie hatten es begonnen, sie würden es zu Ende bringen. Zum Wohl der Bruderschaft. Aber er hatte keinerlei Zweifel, dass ihm sein Gewissen in Zukunft manche schlaflose Nacht bescheren würde. Er konnte nicht behaupten, dass er es nicht verdiente.

* * *

Der Steilhang hatte die Kinder die letzten Kräfte gekostet. Geryim wäre es lieber gewesen, wenn sie weiter nach Süden vorgedrungen wären. Aber sie konnten die fünf unmöglich tragen. Es war klug von Sothorn gewesen, sich die Älteren als Geiseln herauszusuchen. Sie hatten gut mit ihnen Schritt gehalten. Doch nun wünschte Geryim, einige von ihnen wären jung genug, um sie sich über die Schultern zu werfen.

Die Bergwiese oberhalb des Flusslaufs war ein ebenso guter oder schlechter Rastplatz wie jeder andere auf dieser verfluchten Insel. Geryim sprang auf einen hohlen Baumstamm und spähte in die Ferne, konnte aber bisher keine Verfolger erkennen. Er machte sich nichts vor: Sie würden kommen, spätestens dann, wenn das ungleiche Geschäft im Hafen abgewickelt war.

Als er seinen Aussichtspunkt verließ, hatte Sothorn die Kinder in der Nähe eines schräg in den Himmel ragenden Monolithen zusammengetrieben. Inzwischen weinte keines mehr. Selbst die kleine Wildkatze, die als Einzige einen Fluchtversuch gewagt hatte, wirkte zu erschöpft, um weiter auf dumme Gedanken zu kommen. Dennoch nahm Geryim sich vor, in ihrer Nähe vorsichtig zu sein. Sie hatte Sothorn bereits zweimal gebissen und Geryim mit ihren Holzschuhen so kräftig vors Schienbein getreten, dass er das Pochen noch immer spürte.

»Ist Syv schon in der Stadt?«, erkundigte sich Sothorn, während er seinen Umhang auf dem Boden ausbreitete und die Kinder knapp anwies, sich hinzusetzen.

»Gleich.«

Anfangs war Syv in ihrer Nähe geblieben, um ihre Flucht zu überwachen und Geryim über die Geschehnisse aus der Siedlung auf dem Laufenden zu halten. Natürlich hatte der Lehrer sämtliche Bewohner zusammengeschrien, bevor er in die Stadt aufgebrochen war. Entsprechend herrschte dort große Aufregung, aber bis zu dem Zeitpunkt, an dem sich Syv von seinem Posten gelöst hatte, hatten sich keine Helden gefunden, die den Kindern nachgeeilt wären. Inzwischen mochte es anders aussehen.

Theasas Plan hatte eine Schwachstelle, was Geryim und Sothorn betraf. Er konnte nur hoffen, dass sie ihnen nicht teuer zu stehen kommen würde. Gerade Sothorn zahlte ohnehin schon einen zu hohen Preis.

Mit gerunzelter Stirn sah Geryim zu, wie Sothorn leise auf die Kinder einredete. Was genau er ihnen sagte, konnte er nicht verstehen. Aber es hätte ihn sehr gewundert, wenn es nicht das Versprechen gewesen wäre, dass ihnen nichts zustoßen würde. Schon unterwegs hatte er versucht, ihnen die größte Angst zu nehmen und ihnen versichert, dass sie nichts zu befürchten hätten.

»Wenn ihr brav seid, heißt das«, hatte Geryim hinzugefügt, um zu verhindern, dass aus entspannten Kindern langsame Kinder wurden. Er hatte an Ailys kleine Tochter Gilla und all die anderen kleinen Bruderschaftler gedacht, die auf einem abgelegenen Eiland auf die Rückkehr der *Henkersbraut* warteten, und sich ein bisschen gehasst.

Das tat er auch jetzt, während er zusah, wie Sothorn den Führstrick mit einem schwer zu lösenden Seemannsknoten an einen Busch band und gleich darauf zum Wasser hinunterlief, um seinen leeren Schlauch zu füllen. Seine Bewegungen waren genauso geschmeidig wie am Morgen, als sie aufgebrochen waren, aber er war wachsbleich im Gesicht und sein Blick so leer, dass es Geryim innerlich beutelte. Er hatte vor langer Zeit begriffen, dass Sothorn im Grunde seines Herzens ein mitfühlender Mensch war. Nur das Schicksal hatte verhindert, dass er diese Seite an sich selbst kennenlernte, und nun bereitete sie ihm Schwierigkeiten.

Und du bist ein liebeskranker Narr, wies Geryim sich selbst zurecht. *Stehst dumm herum und zerbrichst dir mitten in einem Auftrag den Kopf über Sothorns Herz.* Dabei hing es ab diesem Zeitpunkt maßgeblich von ihm ab, ob sie mit heiler Haut davonkommen würden.

Als Sothorn mit dem vollen Wasserschlauch zurückkam, nahm Geryim ihn beiseite. »Hältst du ein Auge auf die Kinder? Ich will mir ansehen, was in der Stadt geschieht, und das wird mich einiges an Aufmerksamkeit kosten.«

Sothorn sagte nichts, nickte nur.

Geryim widerstand dem Drang, ihm die Hand auf die Schulter zu legen, ihn zu küssen und auch allen anderen aufmunternden Gesten. Dafür würde er sich später Zeit nehmen.

Unwillig kehrte er zu dem Baumstamm zurück und setzte sich. Gleichzeitig tastete er behutsam nach Syvs Sinnen und spürte dessen Einladung. Sie war von großer Aufregung überlagert. Eine fremde Stadt lag unter ihm und mit ihr viele Menschen, von denen die meisten so aufgebracht waren, dass selbst ein Adler es merkte.

Lass mich sehen, bat Geryim sanft. *Setz dich auf einen Giebel und ruh dich aus, während ich mir deine Augen leihe. Dir steht heute noch ein langer Flug bevor.*

Einen Moment später tauchte in seinem Geist das Bild eines Hafengeländes auf. Geryims eigene Augen wurden durch die Verbindung jedoch nicht blind, sodass es für ihn wirkte, als wären die steinernen Mauern und wuchtigen Wachtürme von blassem Gras bewachsen.

Sofort entstand ein Spannungsgefühl hinter Geryims Stirn und er schloss die Lider, um seine Sicht auf ein Bild zu begrenzen.

Syv hatte recht: Im Hafen herrschte große Unruhe. Die *Henkersbraut* lag vor Anker und war über eine breite Planke mit dem Kai verbunden. Um sie herum hatte sich eine gewaltige Menschenmenge versammelt. Dennoch war es in diesem Teil der Stadt erstaunlich still. Nur das Rollen von schweren Fässern, die über die Planke donnerten, war zu hören.

An einem leeren Anlegeplatz neben ihrem Schiff entdeckte er Theasa. Sie beaufsichtigte die Anlieferung der Fässer. Kara und Morkar standen mit gezückten Schwertern neben ihr.

Ihnen gegenüber hatten sich fünf Männer in der Tracht der Zenjaner aufgebaut. Die blinkenden Ketten um ihre Hälse ließen vermuten, dass es sich um die Stadtväter handelte. In ihrer Körpersprache las Geryim eine Mischung aus Zorn und Angst, in ihren Gesichtern Hass und Entrüstung. Das war nicht weiter verwunderlich, nachdem man sie hatte wissen lassen, dass einige ihrer Kinder als Geisel genommen worden waren und nur für den gesamten Bestand an Zenjanischem Lotus in ihren Lagerhäusern wieder freikommen würden.

»Es scheint alles nach unseren Wünschen zu verlaufen. Sie haben sich unseren Forderungen unterworfen«, berichtete Geryim, ohne die Augen zu öffnen.

Er erhielt keine Antwort, doch Sothorn murmelte etwas, das an die Kinder gerichtet sein musste. »Hört ihr? Bald könnt ihr zurück zu euren Eltern.« Er klang so angestrengt, dass Geryim seine Stimme ausblenden musste.

Im Hafen bat er Syv, sich auf seinem Platz auf dem Giebel etwas zu drehen. Er wollte mehr von der Stadt sehen und besonders das Tor zum Inland im Auge behalten, ob dort vielleicht Reiter ausrückten. Es hatte den Anschein, als wäre ausnahmslos jeder Bewohner auf den Beinen. Viele hatten sich in kleinen oder größeren Gruppen versammelt. Andere säumten den kurzen Weg vom Lagerhaus zum Hafen und beobachteten, wie die Fässer verladen wurden.

Geryim wünschte, er wäre von Anfang an dabei gewesen, um zu zählen, wie viele in den Laderäumen der *Henkersbraut* verschwanden.

Plötzlich ruckte Syv mit dem Kopf und flog auf. Geryim wurde kurz schwindelig, als die Welt unter ihm zu kreisen begann. Dann gewöhnte er sich um und verfolgte Syvs Flug. Dessen unmenschlich scharfe Augen hatten im Kern der kleinen Stadt eine Bewegung

erfasst. Zu Geryims Sorge erkannte er, dass es in einer engen Gasse zu einem Handgemenge gekommen war. Zwei Gestalten gingen aufeinander los, die eine unbewaffnet, die andere mit einer Streitaxt in der Hand. Aus Sorge wurde Schrecken, sobald Geryim den waffenlosen Kämpfer erkannte: Es war Szaprey.

Kälte sickerte ihm in den Nacken. Was tat Szaprey so weit vom Hafen entfernt? Und was hatte er angestellt, dass einer der Zenjaner alle Vorsicht in den Wind geschlagen und ihn angegriffen hatte?

Hilflos musste Geryim zusehen, wie Szaprey von gewaltigen Axthieben rückwärts getrieben wurde. Er hatte die Lefzen hochgezogen und die mit Krallen bewehrten Hände erhoben, doch die Reichweite der Streitaxt war zu groß, als dass er sie unterlaufen und einen Angriff hätte wagen können. Warum nur hatte dieser dreimal verfluchte Roaq keine Waffe bei sich? Wusste Theasa überhaupt, dass er die *Henkersbraut* verlassen hatte?

Geryim hielt es nicht länger auf seinem Platz. Er sprang auf die Beine. Was in jener Gasse geschah, konnte nicht nur ihre Pläne zum Scheitern bringen. Es sah auch danach aus, als hätte sich Szaprey in eine ausweglose Lage manövriert. Ausgerechnet ihr fähigster Heiler und zugleich der Mann, dem Geryim sich in vielerlei Hinsicht am engsten verbunden fühlte. Der sein Freund war.

»Verdammt!«, entfuhr es ihm, als Szaprey rückwärts über eine Steinkante stolperte und kaum rechtzeitig auf die Beine kam, um der niedersausenden Axt auszuweichen. »Lauf, verfluchter Flohhaufen!«

Auf einmal stand Sothorn neben ihm. »Was ist los?«

»Schwierigkeiten. Szaprey. In der Stadt«, erklärte Geryim abgehackt, während er mit angehaltenem Atem verfolgte, wie Szaprey sich plötzlich umwandte und rannte. Es war beinahe, als hätte er ihn gehört. Die ersten Schritte brachte er auf zwei Beinen hinter sich, krümmte sich dann jedoch, bis er auf allen vieren und mit gesträubtem Nackenfell auf den Hafen zujagte.

Was Szaprey fürs Erste rettete, erwies sich bald als neues Problem. Die aufgebrachte Menge hieß das Herumstürmen des Roaqs nicht gut und Geryim spürte förmlich, wie die Stimmung umschlug. Hatte es vorher den Anschein gemacht, als würden sich die meisten mit dem Überfall abfinden, sahen einige nun ihre Gelegenheit, sich für die entstandene Schmach zu rächen.

»Geryim!« Sothorn hatte sein Gesicht umfasst und schlug ihm auf die Wangen. »Sag mir, was geschieht!«

Flatternd öffnete Geryim die Lider und stemmte sich gegen das zunehmende Reißen in seinen Schläfen. »Ich weiß es nicht!«, fauchte er. »Szaprey ist im Handwerkerviertel unterwegs. Er muss dort irgendeinen Blödsinn angestellt haben und ist auf einen Gegner gestoßen. Jetzt versucht er, zur *Henkersbraut* zurückzukommen, aber…«

Bevor er fortfahren konnte, sah er vor seinem geistigen Auge ein Beil aufblitzen. Der ersten erhobenen Waffe folgten andere. Syv, der Szaprey gefolgt war, flog nun über die Lagerhäuser hinweg auf die *Henkersbraut* zu. Theasa tauchte in seinem Sichtfeld auf. Sie war auf einen Poller gesprungen und starrte ungläubig in die Richtung, aus der sich Szaprey näherte. Noch erkannte sie wahrscheinlich gar nicht, was geschah, aber das Umschlagen der Stimmung entging ihr sicher nicht.

»Geht an Bord«, murmelte Geryim. Sein Herz raste, als würde er selbst durch eine fremde Stadt gejagt oder miterleben, wie vor seinen Augen aus gelähmtem Entsetzen Wut wurde. »Zieht die Planke ein. Sie werden angreifen.«

»Nein…«, stieß Sothorn neben ihm aus. Eines der Kinder schien zu begreifen, was vor sich ging, und begann wieder zu weinen.

Indessen hatte Szaprey fast den Kai erreicht. Einer der Stadtväter drohte Theasa, Kara und Morkar inzwischen offen, die anderen vier hatten ebenfalls den Ernst der Lage erkannt und riefen ihren Bürgern zu, die Ruhe zu bewahren.

Es half nichts. Nur wenige Sprünge vor der Planke wurde Szaprey in die Seite getroffen. Geryim konnte nicht erkennen, durch wen oder was, aber er hörte den unmenschlichen Schrei, den sein

Freund ausstieß. Er sah, wie er ins Torkeln geriet und sich abfing, nur um im letzten Augenblick von einem weiteren Angriff zu Boden gestoßen zu werden. Sobald er im Staub lag, verloren die Zenjaner die Beherrschung.

Männer wie Frauen strömten auf die *Henkersbraut* zu. Die meisten versammelten sich um Szaprey, traten und schlugen nach ihm. Andere stürzten auf Theasa und ihre Begleiter zu und drängten sie gegen die Bordwand. Gleich darauf schossen die ersten Pfeile vom Deck des Schiffs und trieben einen Teil der Angreifer zurück. Eine Strickleiter flog über die Reling und bot den Eingekesselten einen Fluchtweg.

Um Szaprey stand es schlimmer. Geryim konnte ihn längst nicht mehr sehen, sondern erahnte nur, dass sich unter dem Berg wütender Menschen noch etwas bewegte. Wie lange würde es wohl dauern, bis einer von ihnen einen Treffer landete, den selbst ein so zäher Haudegen wie Szaprey nicht verwinden konnte?

Die Hilflosigkeit zerriss Geryim. Nichts unternehmen zu können, während einer der ihren um sein Leben kämpfte, war grausamer, als er sich je hätte vorstellen können. Warum griffen die anderen nicht ein? Warum richteten sie nicht eine der Schiffskanonen auf ein nahes Gebäude und setzten einen Warnschuss ab? Es hatte sich doch gar nichts geändert. Die Kinder waren immer noch in ihrer Hand. Das konnten die Zenjaner unmöglich vergessen haben.

Da huschte eine andere Bewegung durch Syvs Sichtfeld. Jemand stürmte die Treppe zum oberen Laderaum herauf. Jemand, der zwar keine Rüstung trug, dafür aber eines der wuchtigsten Breitschwerter, die Geryim je gesehen hatte. Auch wenn der Schatten des Mastes die Gestalt verbarg, wusste er, wem diese Klinge gehörte.

»Janis…«, flüsterte er tonlos. An seiner Seite vernahm er ein scharfes Einatmen und eine Frage, die er nicht verstand.

Obwohl ausnahmslos alle Assassinen an Deck standen – die meisten mit Bögen bewehrt –, bemerkte offenbar keiner von ihnen, was vor sich ging. Erst, als Janis die Freitreppe zum Steuerrad erklomm und von dort auf den Kai sprang, stieg ein vielstimmiger Schrei auf. Theasas Krächzen war am deutlichsten zu vernehmen.

Janis drohte niemandem und forderte niemanden heraus. Er lief mit gesenktem Kopf in die Menge hinein, als würde ihn sein ausgestrecktes Breitschwert nach vorn reißen. Geryims Knie wurden weich, als er das erste Blut aufspritzen sah. Es gehörte einem älteren Mann, der ungläubig auf die abgetrennte Hand zu seinen Füßen starrte, und sich nicht erklären konnte, wie sie dorthin gelangt war.

Für einen Augenblick wurde es still im Hafen. Den Stadtvätern standen die Münder offen und die Bewohner Zenjas starrten den Verrückten an, der so sorglos in ihre Mitte gesprungen war. Selbst der Tumult um Szaprey hatte nachgelassen.

Dann setzte eine Wellenbewegung ein. Ein erster Bürger trat einen Schritt nach vorn und stellte sich Janis entgegen. Ihm folgte ein weiterer. Dann zwei Frauen, die Dreschflegel in den Händen hielten. Das Letzte, was Geryim von Janis zu sehen bekam, war ein breites Grinsen. Dann wurde er von den Zenjanern überrollt.

Wie durch einen Schleier wurde Geryim Zeuge, wie sich der Kampf verlagerte. Plötzlich sah er Szaprey, der auf allen vieren die Planke hinaufkroch. Er erlebte mit, wie sich die Luke zum Laderaum schloss und die *Henkersbraut* fast im selben Moment den Anker lichtete.

Er wollte Theasa – oder wer immer den Befehl zum Auslaufen geben hatte – anschreien, sie daran erinnern, dass mit Janis das Herzstück ihrer Bruderschaft noch an Land war. Doch dann wurde ihm bewusst, dass niemand den Kampf gegen einen Mob überleben konnte. Nicht einmal einer von ihnen. Janis hatte sich für sie in die Bresche geworfen und Theasa würde nicht erlauben, dass sein Opfer vergebens war.

Geryim verlor den Zugriff auf Syvs Sinne, als ihn ein harter Schlag am Kinn traf. Sothorns erhobene Faust tauchte vor ihm auf und versprach weitere Prügel, wenn er nicht sofort zu sich kam.

»Red mit mir! Was geht da vor sich?«, forderte Sothorn zweifelsohne zum wiederholten Male.

In Geryim stieg eine Ernüchterung auf, wie er sie selten empfunden hatte. Teilweise fußte sie auf Erschöpfung. Er nutzte Syvs Augen selten so lange. Doch in erster Linie nährte sie sich aus Leere. Tatsächlich kam es ihm vor, als hätte ihm jemand ein Stück Fleisch aus der Brust gerissen und nichts als einen Hohlraum zurückgelassen.

»Janis ist tot.« Er war nicht in der Lage, die Wucht der Nachricht abzudämpfen oder zu erklären, dass Janis in diesem Moment vielleicht noch atmete, aber trotzdem unrettbar verloren war. »Die *Henkersbraut* verlässt gerade den Hafen.«

In Sothorns Augen spiegelte sich dieselbe schmerzhafte Verwirrung wider, die auch Geryim empfand. Ihm war anzusehen, dass ihm hundert Fragen auf der Zunge lagen. Geryim war dankbar, dass er sie nicht stellte, denn er hätte sie nicht beantworten können. Auch er konnte nicht fassen, was geschehen war, oder wie es dazu kommen konnte. Wie sollte er sich da jemandem erklären, der kein Augenzeuge gewesen war?

Sothorn fing sich zuerst. Er sah zu Boden, rieb sich heftig im Nacken, als hätte ihn ein besonders angriffslustiges Insekt gestochen, und murmelte dann: »Wir müssen die Kinder gehen lassen. Und dann von hier verschwinden.«

Geryim nickte schwerfällig. Es waren kluge Worte, wahre Worte, aber sie drangen nicht ganz bis zu ihm vor.

Deshalb war es Sothorn, der eine Fessel nach der anderen durchtrennte, Sothorn, der sich einen letzten Tritt von dem kampflustigen Mädchen einfing und ebenfalls Sothorn, der den Kindern sagte, dass sie nach Hause laufen sollten.

Geryim stand indessen wie in Eisfäden eingewoben an seinem Platz und sah hinaus auf das Ackerland. Mit einer befremdlichen Mischung aus Hass und Sorge fragte er sich, wie es um Szaprey stehen mochte. Er wollte keinen weiteren Freund verlieren. Gleichzeitig zuckten seine Finger vor Gier, sich um Szapreys haarige Kehle zu schließen. Ohne sein unbedachtes, eigenmächtiges Handeln wäre kein einziger Tropfen Blut vergossen worden. Genauso, wie Sothorn es sich gewünscht hatte.

Wenigstens hatten sie den Kindern nichts antun müssen. Geryim beobachtete, wie eines nach dem anderen an ihm vorbeistob. Sie rannten, als hätten sie an diesem Tag noch keinen einzigen Schritt getan. Ihr Anblick ließ ihn fast übersehen, dass sich in der Ferne etwas regte.

Gerade, als er die ersten Reiter bemerkte, die sich im Galopp auf ihren Standort zubewegten, sagte Sothorn neben ihm: »Sie kommen. Wenn sie erst auf die Kinder gestoßen sind, werden sie uns bald auf die Spur kommen.«

Wieder dauerte es zu lange, bis die Worte Geryims Verstand erreichten. Sothorn versetzte ihm einen Stoß. »Komm schon!«

Endlich erwachte er aus seiner Starre. *Keine weiteren Toten*, sang es in ihm und trieb ihn vorwärts. Erst mit einigen langsamen Rückwärtsschritten, dann, sobald Sothorn an seiner Seite war, im vollen Lauf und mit den Gipfeln vor Augen.

Anfangs hörten sie nichts außer ihrem eigenen Atem und dem Wind, der sich in den Berghängen verfing. Dann setzten fast gleichzeitig das ferne Trommeln von Pferdehufen und das Rauschen des Wasserfalls ein. Sie schrien sich gegenseitig an, um sich anzustacheln, und stützten sich, wenn einer von ihnen ins Straucheln geriet. Irgendwann gesellten sich zu dem Donnern der Hufe auch Rufe. Der Berg, der ihnen mit seinen unwegsamen Hängen jede Luft aus den Lungen trieb, wurde plötzlich zu ihrem Verbündeten, da er all seine Bezwinger gleichermaßen verlangsamte.

Als sie den Wasserfall erreichten, wagte Geryim einen Blick nach hinten. Ihre Verfolger hatten die Pferde zurücklassen müssen. Umso entschlossener arbeiteten sie sich den Hang hinauf und übersprangen mit Leichtigkeit Hindernisse, die Geryim und Sothorn nur mit Mühe überwunden hatten.

»Wir schaffen es nicht«, behauptete Sothorn plötzlich atemlos. Seine Stimme drohte im Rasseln seines Keuchens unterzugehen. Oder war es Geryims Herz, das so laut schlug, dass es alles andere auszulöschen drohte?

Zu ihren Füßen schoss das Wasser in die Tiefe. Es traf auf mehrere Felsstufen mit niedrigen Wasserbecken, bevor es sich weiß schäumend ins Meer ergoss. Hinter ihnen näherten sich die wütenden Zenjaner.

»Wir müssen.« Geryim wusste nicht, woher er seine Entschlossenheit nahm. Alles, was er wusste, war, dass er nicht aufgeben konnte. Nicht, nachdem er endlich den ersten Schritt zu seinem wahren Selbst getan hatte. Nicht jetzt, da er endlich haben konnte, was ihm bisher schmerzhaft gefehlt hatte.

Sothorn erwiderte nichts. Sein Umhang war auf der Bergwiese zurückgeblieben, sodass er stärker denn je der winterlichen Luft ausgesetzt war. Geryim beneidete ihn darum. Sein eigener Umhang schnürte ihm die Luft ab und würde wie ein Amboss an seinen Schultern hängen, wenn er erst mit Wasser getränkt war. Aber er konnte es sich nicht leisten, ihn aufzuschnüren. Er konnte sich überhaupt keine Verzögerungen mehr leisten.

Sothorn schien zu demselben Schluss gekommen zu sein. Er lächelte dünn. »Hoffen wir, dass Gor weiterhin ein Auge auf uns hält.« Dann machte er sich rückwärts an den Abstieg zur ersten Felsenstufe. Geryim ließ ihm einen kleinen Vorsprung, dann folgte er ihm.

Sie wussten beide, dass ihnen nicht genug Zeit blieb. Es war nicht zu übersehen gewesen, dass einige der Zenjaner lange Jagdbögen mit sich führten. Es ging ihnen gar nicht darum, die Küstenlinie zu erreichen. Nur darum, so viel Höhe wie möglich hinter sich zu lassen.

Irgendwann schwirrten ihnen die ersten Pfeile um die Ohren. Der Winkel, in dem die Schützen auf sie anlegten, war zu ungünstig, als dass ihnen ein Blattschuss gelingen konnte. Doch wenn sie nur genug Pfeile abschossen, war die Wahrscheinlichkeit groß, dass sie irgendwann trafen oder sie so sehr störten, dass sie fehlgriffen. Der Wasserfall hatte sie bereits zweimal erfasst und mit jedem Griff an den schlüpfrigen Stein verlor Geryim weiter an Gefühl in den Händen.

Dann schrie Sothorn auf. Angst legte sich fest um Geryims Herz und drohte, es zu zerquetschen. Er sah Sothorn bereits getroffen den Halt verlieren und in die Tiefe stürzen. Doch stattdessen stellte er fest, dass Sothorn ihm etwas zeigen wollte. Er hatte sich eng an den Felsen gedrängt und deutete in die Ferne. Da entdeckte Geryim, was seine Aufmerksamkeit geweckt hatte: Hinter der Südspitze der Insel waren die Segel der *Henkersbraut* aufgetaucht.

Geryim blickte zwischen seinen zitternden Armen hindurch in die Tiefe. Vor ihm türmte sich schwarzer Stein wie eine Wand auf. Die letzte Felsstufe war ganz nah. Er suchte Sothorns Blick und hob fragend die Brauen. Die Antwort bestand aus einem zähen Grinsen.

Beinahe zeitgleich setzten ihre Füße auf. Auf der untersten Felsstufe angekommen, wateten sie durch das reißende Wasser. Sobald sie die Kante erreichten, sahen sie sich an. Geryim wollte nichts mehr, als Sothorn zum Abschied zu küssen. Aber die Bogenschützen würden gleich wieder anlegen und sie hatten ihr Glück an diesem Tag bereits weidlich herausgefordert.

Also beließen sie es bei einem Nicken und einem unausgesprochen Versprechen.

Dann sprangen sie.

Lest weiter in...

Zenjanisches Feuer

Roman von Raik Thorstad

Juli 2020

www.cursed-verlag.de